

Thyssenkrupp

Das Werk

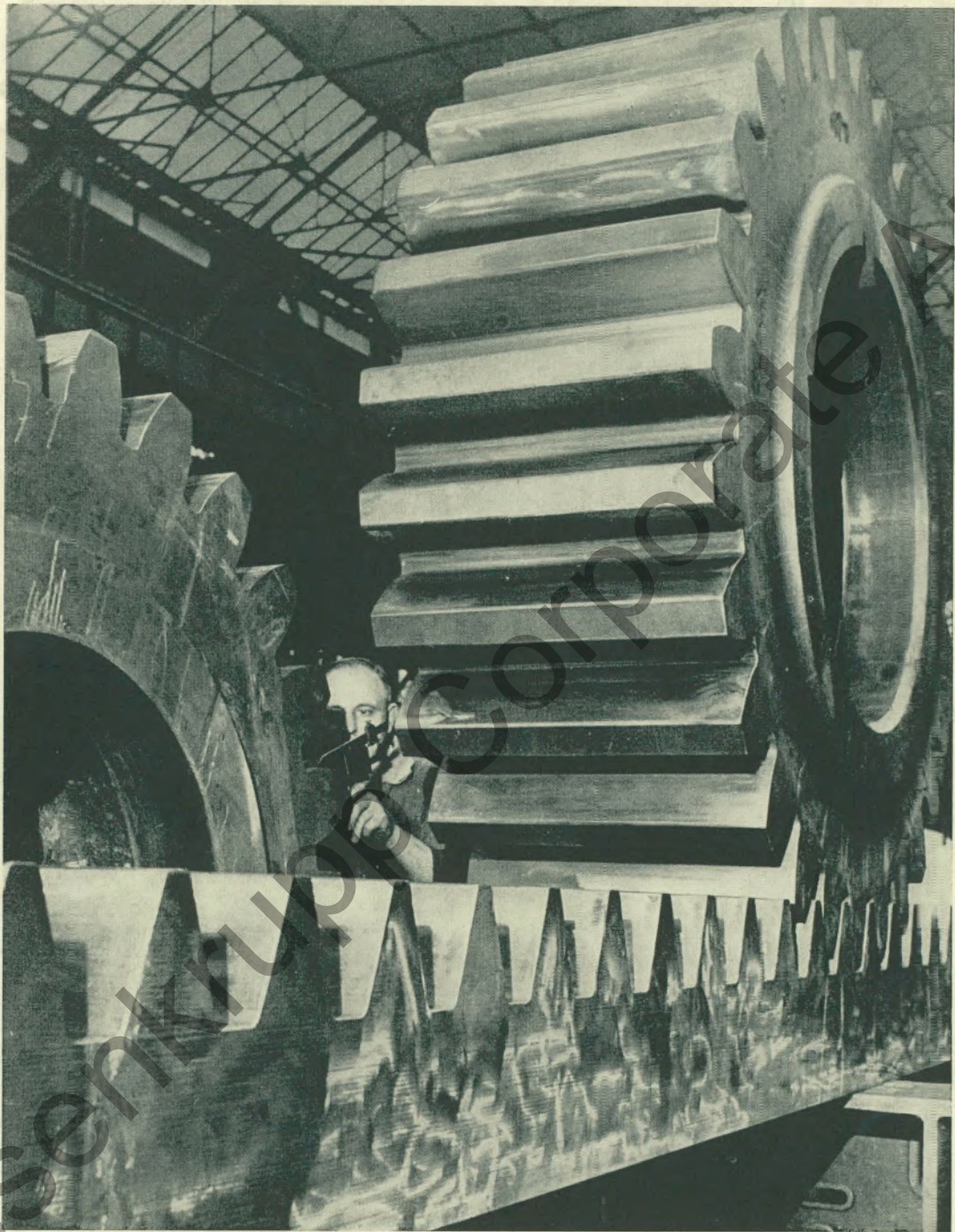


Bild: Streckner.

Mensch und Werk.

Geschmiedete Zahnstangen mit Radkörper aus Stahlguß für eine Thomasbirne
der Reichswerke Hermann Göring AG.

Hergestellt von der Dortmund-Hoerder Hüttenverein AG., Dortmund.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIX. Jahrg.

Düsseldorf



Februar 1939

Heft 2

Das Werk

XIX. Jahrg.

Düsseldorf, Februar 1939

Heft 2

Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze und undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen... Ich bescheide mich gern, nicht hinter diese Decke blicken zu wollen. Aber indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe und mein ganzes Sein in die Schranken der Gegenwart einschließe, wird mir dieser Fleck desto wichtiger. Das, was wir den Zweck unseres Daseins nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber und glaube fest, daß ich einen solchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei sein, er hat nichts als einen Botenlohn dabei zu verdienen.

Ludwig Döllner.

Glaube und Erfahrung.

Sätze aus Werken von Hans Grimm

zusammengestellt von Maria Lorenz.

In deutschen Dingen in der Welt draußen ist kein Deutscher unbeteiligt. Je mehr eine Sache uns räumlich abgerückt erscheint, desto mehr ist sie jedes Deutschen Sache; was wir auch erst lernen müssen.

Sehnsüchte beflügeln nichts, sondern alles hängt an der Unverdroffenheit. Der Berg, den der Glaube eines Abends verfehlt, steht ungerührt im Lichte des Morgens wieder da. Berge kann allein die glückhafte Tat verfehlen.

Das Nützendürfen, so recht handgreiflich nützen dürfen, darin liegt freilich der ganze Sinn, zugleich ist es ein großes Verlangen an das Schicksal; und wann es ihm erfüllt ist, wird manch einer die Erfüllung nicht verstehen und selbst wenig Rühmenswertes an seinen großen Stunden entdecken können.

Wenn du schon zweifeln mußt, zweifle gut.

Mehr als die Hälfte der besten Hilfe der Welt ist namenlos, der Helfer ahnt nichts von Schuldner, und der Schuldner kennt nicht den Wohlthäter.

Wo ich diente, habe ich frei geholfen, und wo ich führte, habe ich frei gedient.

Ich will alles Wahre gelten lassen, ob es mir gefällig oder ungefällig ist, aber gegen das Unwahre will ich mich zur Wehr setzen können.

Vor allem Wissen liegt Erleben und Lernen.

Weiß ein Menschenkopf und ein Menschenherz überhaupt, wann das letzte große Ruhen und Schichten und Reifen in ihm gewesen ist, daraus die gesammelten Leidenschaften zu Zweck, zu Sinn und zur Vollendung drängen? Kein Mensch weiß das, sondern wenn die Zeit erfüllt ist, und wenn er berufen ist, dann lobt er auf.

Weder Buch noch Wort sind jemals Laten. Buch und Wort sind nur Dienst; und wenn sie edle Kunst sind, dann führt ihr Dienst von dir fort, aber nicht in Traum und in Rausch und nicht in Spott, sondern in deine größeren Verhältnisse und deine größere Zugehörigkeit, die du hast und vor lauter Nähe verkanntest. Danach mußt du selber anfangen, danach beginnt die Tat bei dir.

Das weiß ich auch, daß niemand unangestoßen eine außer-gewöhnliche Aufgabe erfüllen kann, sondern wer sich in die drängende Welt stellt, der ist im Wege und muß mit den Ellenbogen seinen Platz halten und muß Ellenbogen dulden, das gehört dazu.

Wo das deutsche Volk den Unterschied je lernen soll zwischen dem eislen und dem tätigen Worte, muß einer mit demütiger Hilfe beginnen und den Mut zur kleinsten Sache aufbringen.

Zwei Worte gehören über den Arbeitstisch des Schriftstellers, jener leidenschaftliche Satz Hölderlins: „Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles“ und Jakobs kämpfende Bitte:

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ — Wir sind Menschen, die von Gott über ihre Kraft gebraucht werden. Das Gelingen ist sein Gelingen und steht außer uns, aber daß wir ein bequemes Glück geringachten und daß wir uns ringend bis zur Verzweiflung hergeben, das ist unsere Ungelegenheit.

Zweimal gilt Willen in der Kunst: vor dem Stoff und im Ringen um Segen; zweimal gilt Zucht: vor der Sache und der Form. Und im Stoff, in der Sache, in der Not ihres Volkes, in der Gegenwartigkeit liegt die zeitliche Aufgabe der Kunst, die sie wollen darf und wollen muß.

Niemand behauptet, daß das, was bei uns getan oder ausgesprochen oder auch nur gedacht werde, das Richtige jedenfalls sei. Sondern daß ein großes Schicksal sich vorbereitet und eine neue Menschenvelt entstehen muß, das wissen unsere Jungen; und was sie leidenschaftlich wollen, ist wach sein und für ihr Volk tätig vor ihrem Schicksal.

Wir stehen, so scheint mir, vor der Stelle der größten Gefahr und der größten Möglichkeit der deutschen Geschichte.

Der schwere Weg von Seele zu Seele wird nicht dadurch gefunden, daß man den anderen zu belehren trachtet.

Zur Gestaltung der Wirklichkeit des Ganzen gehört freilich, daß einer Leben erfahren und anderes im Kopf gehabt hat als nur sich selbst und anderes in der Hand als den Federhalter.

Um was es am tiefsten bei Schillers Dichten geht, hat doch bisher nur Goethe ausgesprochen in den Zeilen:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

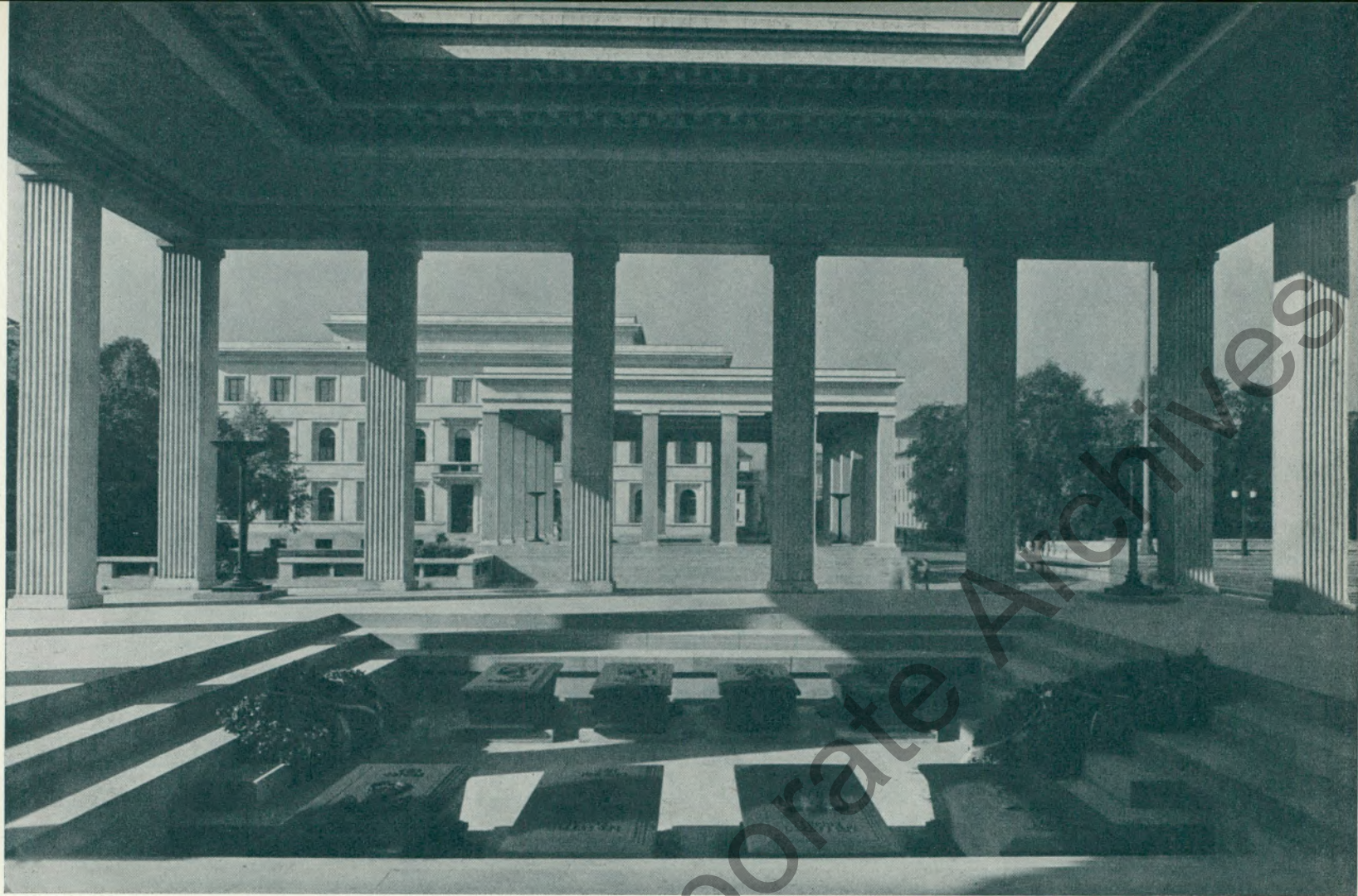
Wir aber nennen das, was Goethe in diesem Verse ausdrückt, in einem hoffenden Wort: Haltung; Haltung, die zu Zeiten suchender menschlicher Neuordnungen so schwierig und so nötig zugleich ist und bei der das Vorbild alles bedeutet.

Das ist es eben, was ich mit meiner Nation teilen will: den Glauben an die Kraft unserer Arme und Köpfe und Seelen und den Glauben an das Recht dessen, was wir durch Leistung unserer Arme und Köpfe und Seelen sind, und das heißt den Glauben an unseren Rang.

Unter nationaler Zukunft verstehe ich, daß wir als Volk, als deutsche Nation zu dem ganzen und bewußten Rechte unserer Kraft und Leistung im ideellen und materiellen, im politischen und wirtschaftlichen Sinne kommen.

Der Dienst an Deutschland und an der übrigen Welt liegt weder im raschen Tadel noch selbst im eifernden Lobe, sondern im Verstehen und in der Verbreitung des Verständnisses. Und wie kann irgendwo Verständnis anfangen, wenn nicht Leute da sind, die ruhig zu sagen vermögen, was los ist.

Zeitwende ist immer, wie jeder Tag Neujahr ist.



Sichtbild: Professor W. Sege.

Ehrentempel für die Gefallenen der Bewegung am Königlichen Platz in München.

Die europäische Revolution.

Von Reichsamtisleiter Gesandter Werner Daiß.

Von Werner Daiß erschien soeben als Buch I der Schriftenreihe des NS.-Bundes Deutscher Technik das grundlegende Werk „Der Weg zur völkischen Wirtschaft und zur europäischen Großraumwirtschaft“, in dem erstmals nationalsozialistische Weltanschauung und Wirtschaft in ihrer Auswirkung für die Wiedergeburt Deutschlands und die Neuordnung des europäischen Kontinents zu einer Einheit verschmolzen sind.

Die nachstehenden Ausführungen dürften des besonderen Interesses unserer Leser sicher sein, da in ihnen der Verfasser, einer der Begründer der neuen deutschen Außenhandelspolitik, in knapper und doch umfassender Form Wege und Ziel des Aufbaus der deutschen Gesamtwirtschaft und seiner wirtschaftlichen Sicherheit aus eigener Kraft und in eigenem Raum gedanklich klar entwickelt.

Es ist das oberste Gesetz allen Lebens, daß die Natur auf die Dauer nur diejenigen Lebensformen als lebenswürdig und lebensbeständig anerkennt, die aus eigener Kraft und aus eigenem Raum zu leben vermögen. Freiheit durch Selbstverteidigung! und Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! — ist das oberste ethische Grundgesetz. Es gilt in gleicher Weise für Baum und Strauch, für Mensch und Tier, für Völker und Erdteile.

Der europäische Kontinent, der als raumpolitische Einheit von Gibraltar bis zum Ural, vom Nordkap bis zur Insel Zypern reicht — denn nur in diesem Raum sind alle Anbau- und Schürfmöglichkeiten, die ihm ein eigenständiges Leben neben den anderen Kontinenten gestatten, vorhanden — hat in den letzten 400 Jahren gegen dieses Grundgesetz verstoßen. Durch die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien wurden die Völker Kontinentaleuropas verführt, ihren Bevölkerungsüberschuß nicht mehr — wie in den früheren Jahrhunderten unter Führung der sächsi-

schen Könige sowie Heinrich des Löwen, der Hanse und des Deutschritterordens — in Osteuropa anzusetzen und Europa immer wieder am Ural gegen das völkische und ideologische Eindringen Asiens zu verteidigen, sondern diesen Bevölkerungsüberschuß, darunter die tat- und lebenskräftigsten Menschen, an die neu entdeckten Erdteile abzugeben. Wäre diese letzte Völkerwanderung nach Übersee nicht erfolgt, so lebten heute 150 Millionen West- und Mitteleuropäer mehr in Osteuropa, und niemals hätte der Vielvölkerstaat, das zaristische Rußland und seine heutige brutalste Nachfolge, der jüdische Bolschewismus, von Osteuropa Besitz ergreifen und es aus der europäischen Arbeits- und Kulturgemeinschaft ausschalten können.

Aber ebenso wie durch diesen ideologischen und völkischen Einbruch Asiens in Osteuropa in den letzten 400 Jahren im Osten eine ideologische Wüste (der Bolschewismus) entstand, ebenso entstand auch im Westen nach Übersee hin infolge des unnatürlichen Lebens Europas aus fremden Erdteilen und der



Galerie am Zeppelinfeld, Nürnberg.

Lichtbild: Professor W. Sege.

Kraft fremder Völker eine ideologische Wüste, die in den Theorien von Freihandel, internationaler Arbeitsteilung, „Humanität“, Demokratie, Parlamentarismus und allen diesen Dingen, die das Wesen des Liberalismus ausmachen, ihren Niederschlag fand. Diese liberalistische Wüste im Westen und die bolschewistische im Osten entstammen also der gleichen Wurzel: das Kontinentaleuropa und seine Völker in den letzten 400 Jahren nicht an erster Stelle gelebt haben aus eigener Kraft und eigenem Raum, sondern aus fremden Räumen — den beiden Amerika, Afrika, den beiden Indien und Australien — und aus der Kraft der dort angesiedelten oder vorgeschundenen Völker, die man in Kolonialhörigkeit zwang.

Die passive Zahlungs- und Handelsbilanz, die Europa gegenüber den fremden Erdteilen als Ausdruck dieses unnatürlichen Lebens hätte aufweisen müssen, wurde zunächst dadurch überdeckt, daß man einen ungerechten Leistungsaustausch aufrichtete, in dem man den fremden Völkern und Erdteilen weniger gab, als man von ihnen nahm. Und wenn sich die Ausgeplünderten zur Wehr setzten, dann warf man das Schwert in die Waagschale und rechtfertigte die Gewaltanwendung mit den liberalistischen Theorien.

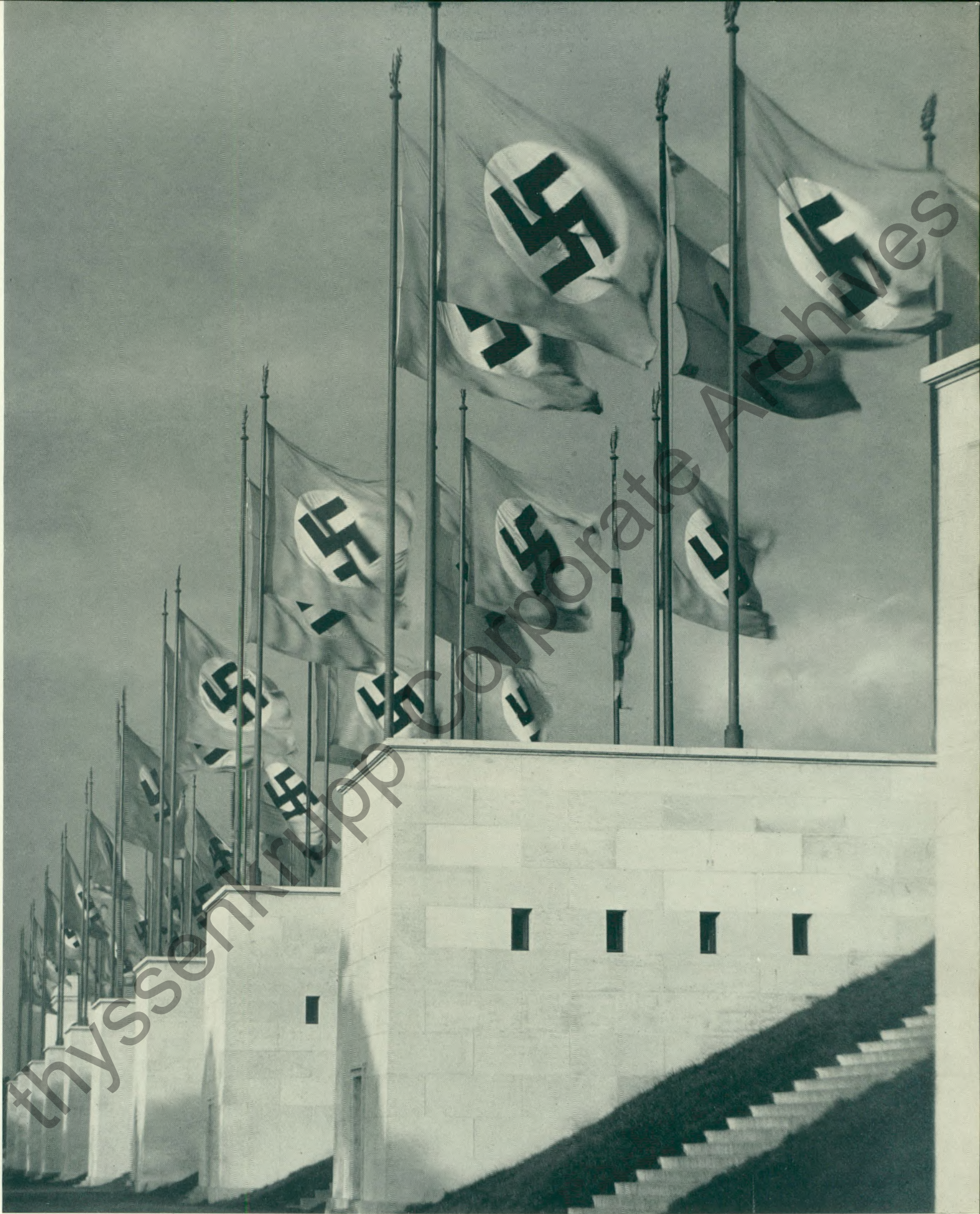
So vergaß Europa unter dem Einfluß dieses unnatürlichen Lebens, daß nur das Volkstum auf die Dauer geschichts- und staatenbildende Kraft besitzt. Und daß nur die Ausrichtung alles Wissens und Könnens, alles Glaubens und aller Kultur nach dem besonderen Lebens- und Wachstumsgesetz jedes Volkes ihm ein Höchstmaß der Lebensentfaltung, der Produktivität auf allen Gebieten und der Lebenskraft verleiht und nicht ein Leben nach scheinbar allgemeingültigen Staats-, Wirtschafts-, Kultur- oder religiösen Theorien. Man verließ den Volkstumsgedanken als einzig möglichen und natürlichen Ordnungsgedanken Europas und brachte Europa durch die imperialistisch-liberalistischen Theorien und Ideologien von Parlamentarismus, Demokratie, Freihandel des Westens und durch die imperialistischen Ideologien des Zarismus und

Bolschewismus des Ostens in eine künstliche, unnatürliche Ordnung, die immer unproduktiver, lebensunfähiger und lebensunwürdiger wurde. Und zwar in dem Maße, wie die fremden Erdteile in den letzten 100 Jahren selbständig wurden und sich nun von dem ungerechten Leistungsaustausch zu befreien versuchten und mehr und mehr einen gerechten Leistungsaustausch mit Europa erzwangen.

Durch diese Selbständigkeitserklärung der fremden Erdteile und dadurch, daß sie sich heute gegen die europäische Einwanderung verschließen, besitzt gegenwärtig ganz Mittel- und Osteuropa im ganzen eine passive Zahlungs-, Handels- und Wanderungsbilanz gegenüber Übersee und ist infolgedessen gezwungen, sich wieder auf die arbeitskräftigen Kräfte seiner Völker und die Wirtschaftskräfte und die natürliche Ganzheit seines Raumes zu besinnen und darauf wieder sein Leben neu zu begründen. Jedes Volk Europas muß sich also zuerst wieder als Bürger des europäischen Kontinents fühlen. Wirtschaftlich gesprochen: Der europäische Bedarf muß zuerst in Europa gedeckt werden! — Heute verlangt also die Selbständigkeitserklärung der fremden Erdteile, daß die Völker Europas den Volkstumsgedanken wieder zum Ordnungsgedanken jedes Volkes und ganz Europas erklären.

Diese Forderung des Schicksals: Wiedergeburt jedes europäischen Volkes aus seiner ihm eigentümlichen Lebensgesetzlichkeit und Wiederherstellung der Ganzheit des europäischen Raumes und damit Ausnutzung aller wirtschaftlichen Möglichkeiten des europäischen Raumes an erster Stelle steht heute riesengroß vor Europa und schmiedet Kontinentaleuropa wieder zu einer neuen Schicksalsgemeinschaft zusammen.

Von der ideologischen Wüste im Westen mußten sich zunächst die Länder Mitteleuropas, Deutschland und die Völker von Skandinavien und Finnland bis zur Türkei, trennen, weil sie keinen gewaltmäßigen Ausgleich ihrer Zahlungs- und Handelsbilanz und für ihren Bevölkerungsüberschuß in Übersee mehr finden können. Sie müssen sich also an erster Stelle



Sichtbild: Professor W. Sege.

Zeppelinfeld in Nürnberg.



Ewige Wache am Königsplatz in München.



Bild: Professor W. Hege.

zu einem neuen Glauben, nämlich zu der eigenen Lebenskraft und der Wirtschaftskraft ihrer Volksräume, bekennen. Sie müssen also aus ihrer Lebensgesetzlichkeit neu, das heißt autoritär, wiedergeboren werden.

Dagegen können auch heute noch die westlichen Randvölker Europas: England, Holland, Belgien, Frankreich, ein demokratisches Leben führen, weil sie sich heute noch auf die Lebens- und Raumkräfte fremder Erdteile mit Hilfe ihrer Kolonialreiche stützen können. Wie lange noch, wird die Zeit lehren. Sie haben deshalb noch einen anderen Glauben, nämlich den an Demokratie, Parlamentarismus, internationale Arbeitsteilung und dergleichen, und werden hierbei von den Vereinigten Staaten unterstützt, die überhaupt zu einer eigenen Lebensform noch nicht vorgedrungen sind.

Diejenigen Völker Mitteleuropas, die bereits die erste Forderung Wiedergeburt aus eigener Raum- und Lebensgesetzlichkeit, erfüllt haben, wie Deutschland durch den Nationalsozialismus, Italien durch den Faschismus und die Türkei im Kemalismus, diese Völker müssen aber nicht nur die westlichen liberalistischen Ideologien verlassen und autoritär werden, denn dies ist ja gerade das Wesen ihrer „Wiedergeburt“ — sondern sie müssen auch als erste der europäischen Völker der ideologischen Wüste im Osten, dem Bolschewismus, von Natur aus Feind sein. Dann erst, wenn der heute noch durch den Bolschewismus gewaltsam zusammengepreßte Vielvölkerstaat der UdSSR. wieder von diesem Imperialismus befreit ist, kann sich wieder eine europäische Arbeitsgemeinschaft herausbilden, die, auf dem völkischen Gedanken als Ordnungsprinzip beruhend, alle wirtschaftlichen Möglichkeiten des europäischen Raumes ausschöpft und eine europäische Völkerverfamilie bildet, die aus eigener Kraft und eigenem Raum neben den immer selbständiger werdenden übrigen Erdteilen leben kann.

Mehr als 400 Jahre lang herrschte in Europa die Ideologie, Staat sei mehr als Volk. Man glaubte, die verschiedensten Völker ohne ihre Lebenskraft zu schmälern, gegen ihren Willen in einen übergeordneten Staat zusammenpressen zu können. Heute ordnet sich unter der Hegemonie des Gedankens der nationalsozialistischen Revolution Adolf Hitlers, daß Volk mehr ist als Staat, das bisherige unstabile Staatenchaos Europas zu einem gefestigten, völkisch gegliederten europäischen Kosmos.

Während also Europa in der Vergangenheit von der Peripherie her, zuletzt durch den Staatsvolkgedanken der Französischen Revolution, in eine wenig haltbare und leistungsfähige Ordnung gebracht wurde, wird es jetzt von seiner natürlichen Mitte her, durch den Volksstaatsgedanken der deutschen Revolution, in eine haltbarere und produktivere — weil auf den Naturgesetzen und nicht auf den Denkgesetzen — beruhende natürliche Ordnung gebracht. Damit wird für den europäischen Kontinent dasselbe Ordnungsprinzip durchgeführt, das England in seinem Weltreich ebenfalls mehr und mehr von sich aus verkörpert. Denn home rule und self government sind nur der englische Ausdruck für die primäre Autorität, die England den besonderen völkischen und Raumkräften der einzelnen Teile seines Empire beimißt und auf denen es dann die british commonwealth aufbaut.

Dadurch, daß 400 Jahre lang seit dem Jahre 1500 immer neue Erdteile und Räume von Europa aus entdeckt und unter die Herrschaft Europas gebeugt wurden, zerbrachen alle natürlichen Bindungen und Ordnungen Europas. Alles wurde flüchtig, schwimmend und dynamisch. Heute nun, wo keine neuen Räume mehr zu entdecken und zu besetzen sind, sondern die in den letzten 400 Jahren eroberten sich gegenüber Europa mehr oder weniger ganz oder teilweise verschließen — sei es, daß sie selbständige politische und wirtschaftspolitische Einheiten geworden sind, wie die USA. oder die Staaten Südamerikas, oder daß sie politisch und wirtschaftspolitisch

gebundene Bestandteile der Kolonialreiche Englands, Hollands Belgiens oder Frankreichs, der Westrandstaaten Europas, geworden sind —, ist ein grundsätzlicher Strukturwechsel in der ganzen Welt eingetreten. Die Dynamik der letzten 400 Jahre ist in eine Statik übergegangen, in der jedes Volk und jeder Kontinent nur so viel Lebensrecht besitzen werden, wie sie aus eigenem Raum und eigener Kraft zu entwickeln vermögen. Dieser grundsätzliche Strukturwechsel vom Dynamischen zum Statischen, auf den sich nun alle Erdteile neu einzustellen haben, äußert sich in der sogenannten Weltkrise, die wir heute erleben und unter der in ganz besonderem Maße Europa leiden muß, weil ja naturgemäß Europa am meisten durch diesen Strukturwechsel betroffen ist. Die heutige Krise ist also keine Konjunkturkrise, wie wir sie in der liberalistischen Zeit in regelmäßigen Abständen erlebten, sondern eine Strukturkrise, die nur durch eine Umstellung der Gehirne der Menschen wieder behoben werden kann.

Die europäische Revolution, die heute vor unseren Augen abrollt und ein immer schnelleres Tempo annimmt, besonders nach dem Osten zu — ist also eine echte Revolution, weil sie auch eine Umstellung, einen Umbruch des Geistes bedeutet.

In dieser strukturell veränderten Welt ergibt sich heute für Europa die folgende lebensstrategische Lage: Englands Aufgabe wird es in der Hauptsache sein, mit seinem Empire den Druck der selbständig gewordenen überseeischen Kontinente gegen Europa abzuschirmen. Deutschland wiederum muß mit einem osteuropäischen „Ottawa“ Kontinentaleuropa abschirmen gegen den raum- und volkspolitischen Druck Asiens. Italiens Aufgabe wird es sein, mit seinem Imperium den Druck des immer mehr selbständig werdenden Afrikas gegen Europa abzuwehren. Deutschland, Italien und England mit ihren untereinander klar abzugrenzenden Einflusssphären und mit ihrem völkischen Selbstbewußtsein, das sich in der bewußten Rassenpolitik Deutschlands und Italiens und in der zur Zeit noch unbewußten Englands konkretisiert — und das diese Völker davor schützt, von der Bevölkerung ihrer natürlichen Einflusssphäre biologisch aufgezehrt zu werden —, haben also an erster Stelle die große geschichtliche Aufgabe, Rücken an Rücken stehend, Europa wieder zu ermöglichen, ein natürliches Leben aus eigener Kraft und eigenem Raum neben den übrigen in Selbständigkeit erstarkten Kontinenten zu führen; damit die Mutter Europa auch fürderhin neben ihren nunmehr erwachsenen Töchtern, den von ihr entdeckten und besiedelten Erdteilen, bestehen kann.

So zeigt sich aus dieser historischen und geopolitischen Perspektive, daß die nationalsozialistische Wiedergeburt Deutschlands, die faschistische Italiens und die kemalistische der Türkei nicht isolierte oder gar künstliche Erscheinungen sind, sondern organisch verknüpft sind mit der Neuordnung des ganzen europäischen Kontinents und der Wiederherstellung seiner raumpolitischen Ganzheit. Die Rückführung des Lebens dieses Erdteils wieder in seine natürlichen Bindungen an Rasse und Raum, das heißt an die besondere Lebensgesetzlichkeit jedes seiner Völker und die natürliche Ganzheit und an die Geseßlichkeiten seines Raumes, denen es für 400 Jahre entfremdet war, ist ein ganz natürlicher und darum unausweichlicher Vorgang. Adolf Hitler, Mussolini und Atatürk haben also nicht irgendwelche, aus dem Intellekt erkügelte Staatsysteme und eine Außenpolitik geschaffen, die mit dem Tode ihres Schöpfers wieder vergehen — sondern sie sind nur die Vollzieher eines naturgesetzlich bedingten irrationalen europäischen Schicksals und darum die von eben diesem Schicksal gerufenen wahren und ewigen Führer ihrer Völker. Die von ihnen geschaffenen Ordnungen ihrer Völker sind lebendige, sich immer wieder aus sich selbst erneuernde und über viele Jahrhunderte beständige Ordnungen. Mit dieser Neuordnung der europäischen Völker und des ganzen Erdteils als einer bleibenden Erscheinung hat die Welt zu rechnen, ob sie will oder nicht.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Gemälde von Brausewetter.

Ansprache General Yorks an die preussischen Stände am 3. Februar 1813.

Die geistige Haltung in den Freiheitskriegen.

Von Otto Heuschke.

O heil'g Herz der Völker, o Vaterland!
 Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
 und allberkannt, wenn schon aus deiner
 Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Hölderlin.

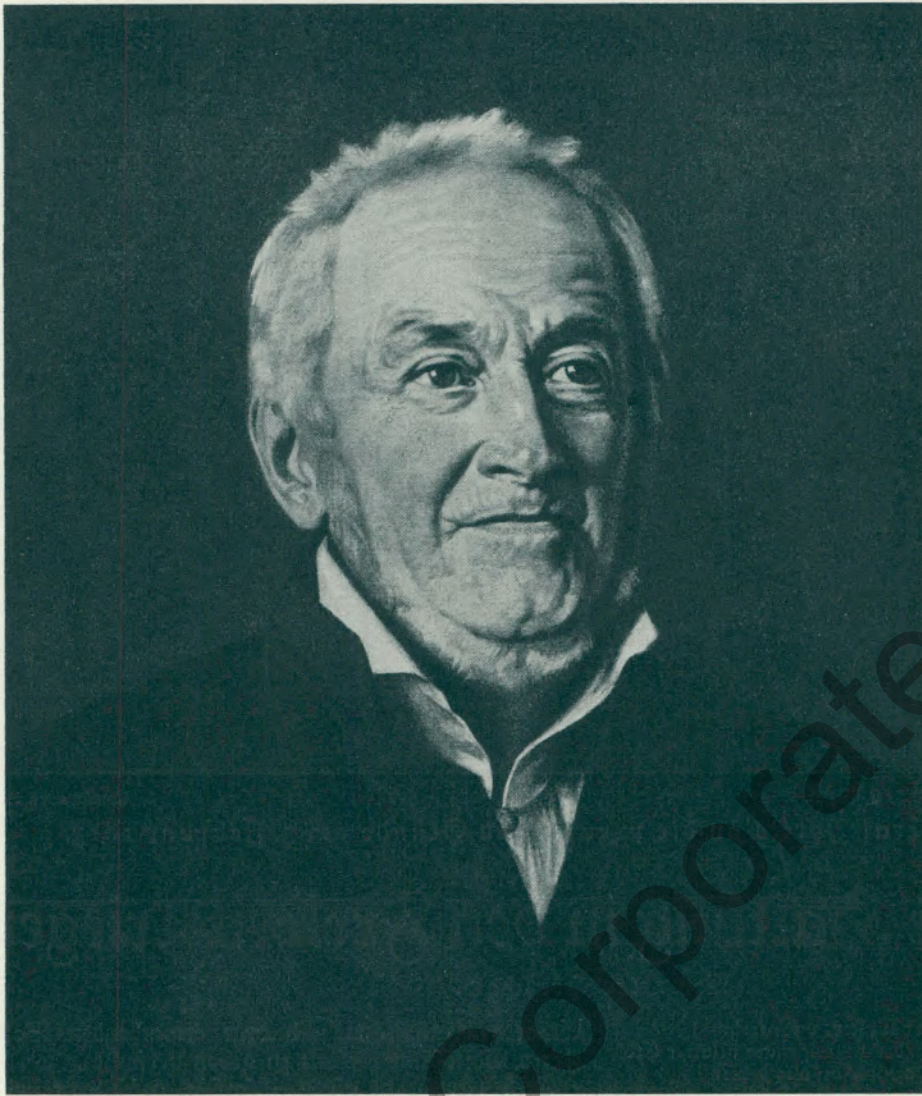
Ein Volk, das, lange seinem eigenen Wesen entfremdet, durch eine gewaltige Anspannung aller seiner Kräfte den Weg zu sich selbst zurückfindet, bedarf zu seiner Erneuerung aller jener lebendigen Kräfte, die in der Vergangenheit seine Größe bewirkten. Zeiten der Erneuerung haben sich erst dann vollendet, wenn sie den Geist, der das Volk bewegt und beseelt, erneuern. Wo aber soll sich dieser Geist anders erneuern als an dem Geiste jener großen Einzelnen, die das Leben des Volkes bestimmten oder doch sinnbildlich in ihrem Handeln und Wirken, in ihrem Leben und ihrem Werk darlebten. In den großen einzelnen lebt der leitende und führende Geist eines Volkes, und diese Männer sind für ein Volk kein geringerer Besitz und keine geringere Verpflichtung als das Land, darauf ihm vom Schicksal zu siedeln, oder der Himmel, unter dem ihm zu leben bestimmt wurde. Eines ist dem anderen durch vielfältige Gesetze von Ursache und Folge verbunden.

Aber neben den einzelnen, die stellvertretend für das Volk stehen, sind es auch die großen Augenblicke in der Geschichte eines Volkes, die für ein Volk auf ewig schicksalhaft erzieherisch, bildnerisch und in jedem Sinne erhebend wirken.

Ein solcher Augenblick ist für unser deutsches Volk der Abschnitt zwischen 1806 und 1813, jene Jahre also, in denen sich im preussischen Staate nach furchtbarem Verfall und äußerem Niederbruch die uns Heutige noch immer wie ein Wunder berührende Erneuerung vollzog; die den preussischen Staat befähigte, Freiheit und Ehre zurückzugewinnen, die, bewußt oder unbewußt, das Werden des gesamtdeutschen

Staates ermöglichte und dem erwachenden Volkstum in einem Volksstaat Gestalt zu geben versuchte.

Diese Epoche ist oft durchforscht, geschildert und gestaltet worden. Trotzdem lebt sie im Bewußtsein der Nation noch immer nicht in ihrer ganzen Weite und Tiefe, in ihrer Gesamtgestalt. Manche sehen in ihr nur den schweren und dornenvollen Weg aus Schmach und Niederlage zu Ehre und Ruhm, Sieg und Freiheit, den Weg von Jena und Auerstädt nach Leipzig und Waterloo, den Weg der Erhebung und Befreiung durch das kämpfende und siegende Schwert. Andere Betrachter erkennen auch das maßlos schwere innerpolitische Ringen, das die Männer der Freiheitsbewegung und der Reformgedanken gegen eine ältere und im Besitz der Staatsmacht befindliche Generation und gegen die Kreise zu führen hatten, die dem König, der der Größe seiner Zeit wenig gewachsen war, von einem Kampf wider Napoleon abrieten, die ihm eher ein Bündnis mit ihm empfahlen, und ohne Rücksicht auf das Volk und die Ehre des Volkes nur den Frieden um jeden Preis und die eigenen Interessen im Auge hatten. Dem, der diesen Kämpfen folgt, zeigt sich eine Fülle von innerpolitischen Bewegungen und Strömungen, von Parteien und Kreisen, die in der Stunde höchster Vaterlandsnot nur ihre eigenen Standes- und Sonderinteressen kannten; die, an der Vergangenheit hängend, ohne ihren lebendigen Geist erworben zu haben, sich wider alle Reformen wandten. Er wird erkennen, wie die Idee gegen die Macht stand und wie die Träger der Macht sich wider die aus dem Volke aufkeimenden Kräfte eines neuen Geistes und eines neuen Glaubens wandten. Kein sehr erhebendes Bild bietet sich dem, der die Einzelheiten dieser Kämpfe verfolgt. Er findet den kleinen Geist des Zögerns und Zauderns, des Egoismus und des Standesdünkels in allen Schichten und allen Ständen, im



Ernst Moritz Arndt.

Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

Mit Genehmigung

der

Photographischen Gesellschaft.

sich dieses Gefühles erst in den Tagen bewußt, in denen die Gefahr vom Westen eine drohende wird, oder gar erst in der Stunde, da der seit langem im Innern drohende Verfall als Tatsache erscheint. Das starke deutsche Nationalgefühl scheint immer ein Ergebnis höchster Not zu sein, es hat sich aber dann immer in seiner ganzen Kraft und Stärke bewährt.

Wir müssen uns daran gewöhnen, das sogenannte „Zeitalter des deutschen Geistes“ als einen Gesamtabschnitt unserer vaterländischen Geschichte zu betrachten, in dem die mannigfaltigsten geistigen und vom Geiste ausgehenden musischen und künstlerischen, denkerischen und erzieherischen, politischen und soldatischen Kräfte wirksam waren. Ein Abschnitt dieser Epoche ist der Zeitraum der preussischen Erneuerung und Erhebung.

Heere so gut wie im Landadel, in den Kreisen der Beamten ebenso wie in denen des Bürgertums. Und mehr als einmal scheint das Freiheitswerk gefährdet, mehr als einmal droht die alte Macht über den jungen Geist zu siegen. Von der wundersamen neuen Kraft des eben erwachenden Volkstums haben diese Männer so wenig verspürt wie von dem neuen Geiste, der sich seit mehr als einem Menschenalter durch das unsichtbare Reich der Deutschen breitet.

Wir dürfen nicht vergessen: ein deutsches Volk in einem deutschen Reiche gab es in jener Stunde nicht. Eine Fülle von kleinen und kleinsten Staaten entdeckt das Auge auf der Landkarte von damals an der Stelle, an der heute das Reich erscheint. Und doch war das Reich bereits im Werden. In der Sphäre des Geistes kündet es sich an; hier aber in so vielfältigen und vielgestaltigen Kräften sich offenbarend, daß kein Zeitgenosse es hätte wagen dürfen, diese Kräfte in ihren kaum faßbaren Erscheinungs- und Offenbarungsformen zusammen zu schauen oder in ihnen gar die Seele eines neuen Volkes zu erkennen, das nach einem Staate als nach einer völkischen Wirklichkeit verlangt. Und doch waren es die Geisteskräfte, die als stärkste Macht den Raum erfüllten, in dem damals um das deutsche Schicksal gerungen wurde. Wir dürfen uns dadurch nicht beirren lassen, daß die Mehrzahl dieser Kräfte sich ihres Deutschtums erst sehr langsam und nach großen inneren und äußeren Wandlungen bewußt wurde. Das Gefühl für das Deutschtum erwachte auch in den eigentlichen Geistesführern der Freiheitsbewegung erst spät, und Arndt so gut wie Kleist, Fichte ebenso wie Humboldt werden

Es sind keineswegs gleichgerichtete geistige Kräfte am Werk. (Wie ja der geistige Raum eines Volkes fast immer durch widerstreitende geistige Kräfte gebildet und erhalten wird.) Für den ersten flüchtigen Blick scheinen manche Bewegungen einander fremd und feind zu sein. Allein sie alle sind — das müssen wir Heutigen erkennen — Kräfte der deutschen Seele und des deutschen Geistes; Entfaltung deutscher Möglichkeiten. Um diesen Raum zu beschwören, erinnern wir daran, daß Klassik und Romantik zwei geistig-künstlerische Bewegungen dieser Zeit sind, daß die große deutsche Musik der Mozart und Beethoven durch diesen Raum tönt. Wir dürfen nicht vergessen, daß dieser gleiche Raum ohne die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel nicht denkbar ist, und daß in ihm die von Goethe und der Romantik ausgehende eben erwachende Naturerkenntnis und Staatsphilosophie ebenso beheimatet ist wie das Wirken und Wollen, das Suchen und Handeln der Soldaten und politischen Führer der Freiheitsbewegung selbst. Und es gehört in diesen Raum schließlich auch das Ringen um eine Erneuerung des Glaubens, für den der Name Schleiermacher Zeugnis sein soll. In diesem Raum durchdringt sich der Geist von Weimar und Jena mit dem Geiste von Königsberg und Potsdam, einer den andern erfüllend und befruchtend. Dieser geistige Reichtum ist der stärkste Ausdruck der Epoche. Er äußert sich aber nicht nur in der Fülle der geistigen Schöpfungen, sondern ebenso stark in der ausgesprochen geistigen Haltung, die nicht nur alle Männer des Geistes erfüllt, der sich vielmehr auch alle Wirkenden und Schaffenden in der politischen und soldatischen

Scharnhorst.

Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

Mit Genehmigung
der
Photographischen Gesellschaft.

Welt verpflichtet fühlen. „War die Philosophie heroisch, die Wissenschaft kriegerisch, so wurde das Heldentum geistig, der Krieg wissenschaftlich“, durfte mit Recht ein Denker unserer Zeit schreiben, um diese Epoche zu charakterisieren. Ungeheure deutsche Möglichkeiten entfalten sich auf kleinstem Raume und in der kurzen Zeit von noch nicht zwei Menschenaltern. Aus allen Stämmen eines zukünftigen Volkes und Reiches stehen sie auf und wandern nach der deutschen Mitte, um hier das Herz des kommenden Reiches zu bilden.

Nicht alle Stimmen, die durch diesen geistigen Raum drangen, fanden offene Ohren und bereite Seelen. Vergebens schienen Kleist gerufen zu haben, und die Gesänge Hölderlins, der leidenschaftlicher als jeder andere Krieger für die deutsche Ewigkeit und die deutsche Sendung seine Stimme erhob, sind in ihrer Zeit ungehört verhallt. Aber daß sie aus diesem Raum herausdrangen, das gehört zu ihrem Schicksal. Ja, es gehört zur Magie dieser Zeit, daß die gewaltigsten Klüftungen, die damals ungehört verhallen mußten, in dem Augenblick neu laut wurden, als das Jahrhundert, das ihnen feind und fremd war, zu Ende ging und eine Zeit neuer deutscher Möglichkeit anbrach.

Neben den Werken der großen Dichter, deren Wirken und Schaffen sinnbildlich ist für das unsichtbare Volk, aus dem sie hervorgewachsen sind, erwachen auch bereits die Kräfte des Volkstums. Herder hat die „Stimmen der Völker in Liedern“ erklingen lassen. Achim von Arnim und Clemens Brentano tun's ihm nach und lassen im Jahre von Jena und Auerstedt „Des Knaben Wunderhorn“ erscheinen, während zu gleicher Zeit die Brüder Grimm in den Stuben des Volkes umgehen, um die „Kinder- und Hausmärchen“ zu sammeln, die sie 1812 bis 1815 im Heiligtum der unsichtbaren Nation niederlegen, damit die Früchte des Sieges durch ein unschätzbares Geistesgut vermehrend. Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ und Arnolds „Geist der Zeit“, die im Jahre 1807 erschienen, läßt Goethe 1808 den ersten Teil seines „Faust“ folgen. Das sind einige Daten, die mit dem inneren Auge gelesen, uns einen wunderbaren Aufgang künden. Es weht um all diese ihrem Gehalt und ihrer Form nach so verschiedenen Werke eine frische Morgenluft, und die Stunde, von der wir sprechen, war im Leben unseres Volkes eine Morgenstunde, in der das reine Wehen



der Frühe allen Staub und Moder einer zu Ende gehenden Zeit forttrug.

Es scheint, als haben Dichter und Denker mit Soldaten und Staatsmännern einen geheimen Bund geschlossen. Daß Schiller und Kleist, Arndt und Fichte, Schleiermacher und Humboldt unmittelbar an der preussisch-deutschen Erneuerung und Erhebung teilhatten, wissen wir. Minder bekannt aber ist es, wie die Soldaten und Staatsmänner den Geist von Weimar, Jena und Königsberg kannten, aufnahmen und innerlich verarbeiteten. Die Besten von ihnen haben mehr als einmal bekannt, daß sie und mit ihnen das Volk die Erhebung ohne die Hilfe, die ihnen aus dem Reiche des Geistes kam, nicht hätten vollenden können. Ja, sie waren es, die das neue preussische Soldatentum aus einem neuen Geist schufen, und es ist abermals kein Zufall, daß die Geburtsstunde des deutschen Soldatentums und der deutschen Wehrform im Zeitalter des deutschen Geistes liegt. Beides gehört für uns Deutsche zusammen, der Geist und die Wehr, der Glaube und das Schwert, der Seher und der Held.

Geistige Erlebnisse hatten Scharnhorst zu dem gemacht, der er war, und als ein Denker und Geistesführer erschien er seinen Zeitgenossen, von der Jugend wegen dieser Haltung geliebt und bewundert, von den Alten verspottet und verhöhnt. Ernst Moritz Arndt schreibt im Jahre 1812 von ihm: „Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich ge-

schlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummeln sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte ... Wenn er so da stand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und über-schauend, gesenkten Haupts und halb verschlossenen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herrlich waren wir einst."

Wenn wir aber die Worte lesen:

„Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetischen Schwung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet“,

so meinen wir, kein anderer als Novalis müsse sie niedergeschrieben haben. Sie sind aber in Wahrheit einer Denkschrift entnommen, die Gneisenau im September 1811 an den König richtete. Derselbe Gneisenau aber hatte bereits im Juli 1807 ebenfalls an den König diese Worte geschrieben:

„Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenußt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag seiner Hände.“

Wer hört aus diesen beschwingten Sätzen dieser für eine seltene Gewalt über die Sprache zeugenden Worte nicht den verborgenen Dichter? Wir wissen, daß sich in seinem wie in Clausewitz' Nachlaß eine Reihe Dichtungen vorfinden. Ist es da noch erstaunlich, daß Gneisenau im Jahre 1808 einer der ersten begeisterten Leser von Goethes „Faust“ war? Nein, sie alle haben die Dichter Goethe und Schiller, Jean Paul und Herder nicht gelesen, um sich zu zerstreuen, sie haben vielmehr die geistige Kraft dieser Werke in sich aufgenommen, um sie durch ihre Taten in Leben zu verwandeln. Und noch im Jahre 1814 hat Gneisenau an Ernst Moritz Arndt geschrieben: „Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann.“

Bedarf es aber eines Zeugnisses, um von der engen Verbundenheit Carl von Clausewitz' mit der Welt des deutschen Geistes zu kündigen, so ist es sein „Buch vom Kriege“, ein Werk, das am gültigsten und eindeutigsten für die Haltung zeugt, und das über ein Jahrhundert die Haltung des deutschen Soldatentums bestimmte und gleichzeitig eines der gewaltigsten Schriftwerke unseres deutschen Schrifttums darstellt.

Diese Bekenntnisse zum großen Geist, der die Zeit bewegte, ließen sich endlos vermehren aus dem Schrifttum der Soldaten, sie ließen sich ergänzen aus dem Schrifttum der Staatsmänner. Ein letztes Zeugnis mag die Hochachtung, die diese Zeit dem Geiste entgegenbrachte, abschließend beleuchten: die Gründung der Universität Berlin im Jahre 1810, also mitten in der schweren und harten Notzeit. Dergleichen ist kein Zufall und kann nur in einem Staate geschehen, in dem die wirkenden und lenkenden Männer von einer starken geistigen Haltung erfüllt und bis ins Innerste von dem Glauben an den unerföhllichen Wert der geistigen, sittlichen und religiösen Kräfte überzeugt sind. Sie setzten voraus den Glauben, daß einem Volke keine Erneuerung widerfahren kann als die, die mit der geistig-sittlichen Erneuerung beginnt.

Was aber war schließlich der Sinn und das Echo der in dieser Universität zuerst erklingenden Fichteschen „Reden“ anderes als diese Erneuerung? Welche Einhelligkeit der Geister, die um die Zukunft kämpfen, spricht aus dem Kreis, der Fichte hörte! Denn ebenso groß und wichtig wie die Tatsache, daß ein Mann wie Fichte aufstand, um diese Reden zu sprechen, ist die andere, daß Menschen aller Volksschichten und aller Stände, Adelige und Bürger, Handwerker und Offiziere, Männer und Frauen in einer Stadt, die vom Feinde besetzt war, zusammenkamen, um diese Reden zu hören, die im Geistigen die höchsten Ansprüche stellten und in der Kühnheit des Gedankenfluges weit über die Not der Stunde hinausgingen.

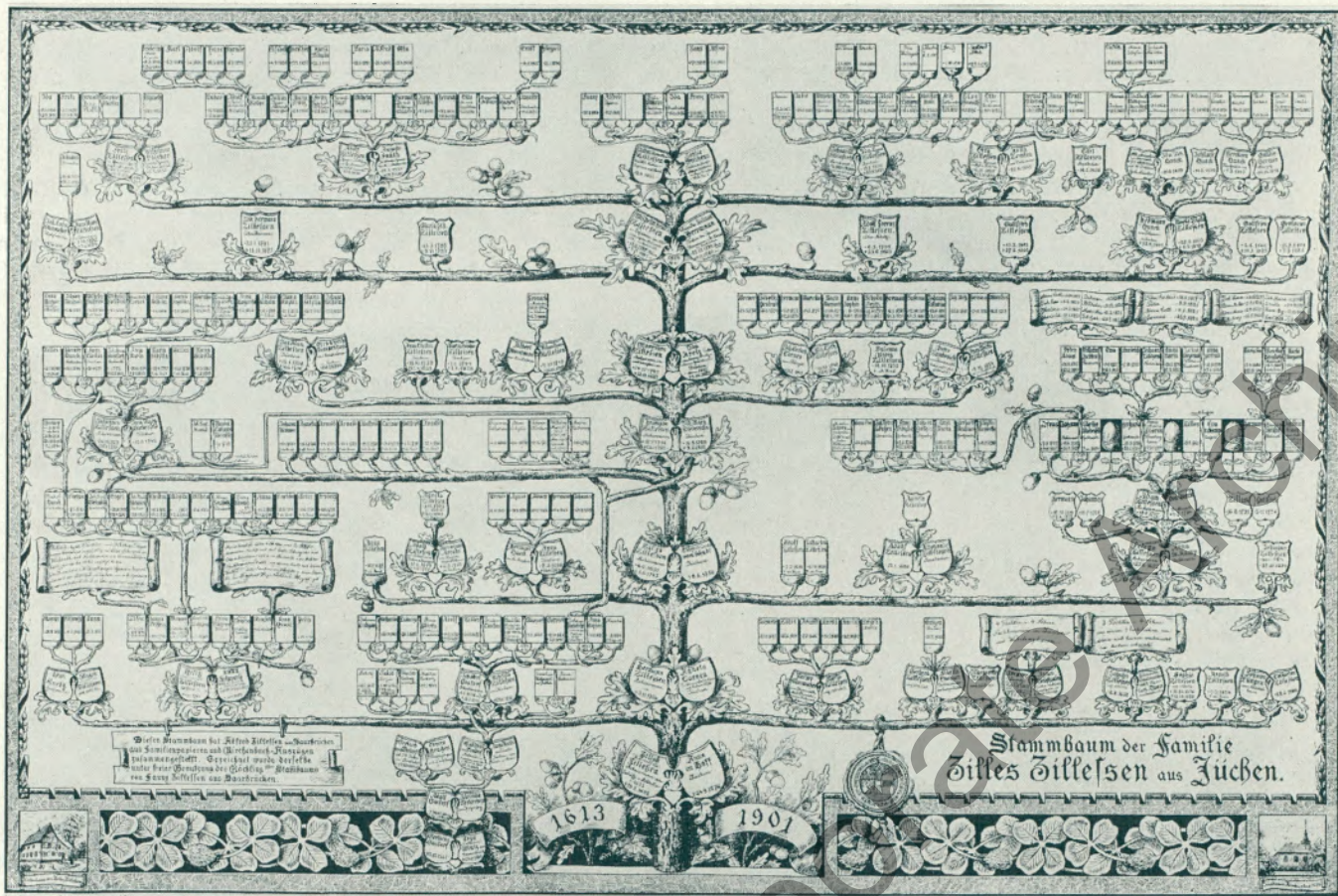
Vieles schied und mied sich damals, weil die einzelnen Geister und Geistesbewegungen in der Leidenschaft des Suchens und Findens ihre Entdeckungen und Gestaltungen für schlechthin einzige Formen deutscher Möglichkeiten hielten, weil sie, auf so engem Raume gleichzeitig lebend, einander nicht erkennen konnten, da ja das innere Auge auch der Größten merkwürdig blind ist für das Große, was neben ihnen geschieht. Wir aber sehen, wie zusammengehört, was sich damals trennte und bekämpfte; wir erkennen, daß die größten deutschen Möglichkeiten Erfüllung wurden in der kurzen Morgenstunde, der Geburtsstunde des Volkes und des Reiches, die gleichzeitig die Vorbereitungszeit für die deutsche Erhebung war.

Es scheint, als habe die Niederlage von Jena und Auerstedt, der Friede von Tilsit erst ein Tor aufgestoßen, durch das der neue Geist, der seit einem Menschenalter den geistigen Raum erfüllte, wie ein aufschäumender Strom ins preußische Land gestutet ist — so gewaltig war der geistige Reichtum in dem arm gewordenen Preußen. Aber was entscheidend ist: er war nicht nur da, sondern wurde ergriffen und trat im Leben des Volkes als eine große Kraft, als ein unsichtbarer Reichtum auf. So entsteht einer der wundervollsten Augenblicke der deutschen Geschichte, eine Epoche, in der das Nationale geistig erscheint und das Geistige die Nation bildet.

Es ist den Mitlebenden jener Zeit kaum ins Bewußtsein getreten, in welchem Maße sie alle, und manche wider ihren eigenen Willen, diesem Augenblick dienten. Sie sahen kaum, was wir Nachlebenden sehen, daß die vielen Geistesströmungen, wie von einer unsichtbaren Hand zusammengeleitet, in einem Strome sich einten, der die Gestalten und Kräfte der Wirklichkeit trug. Es ist eine große Erhebung der deutschen Seele und des deutschen Geistes, die der preußischen Erhebung vom Frühling 1813 voranging; diese wäre ohne jene nicht möglich gewesen. Napoleon selbst scheint es klarer als viele andere erkannt zu haben, wenn er einmal auf St. Helena sagte, ihn hätten nicht die feindlichen Bajonette bezwungen, sondern der heroische Idealismus, von dem die deutsche Jugend erfüllt war.

Abermals ist eine Jugend auf der Suche nach der deutschen Allheit. Möge sie mehr und mehr diese Zeit sehen als das, was sie in Wahrheit ist: eine erste Erfüllung ungeheurer deutscher Möglichkeiten, eine Zeit, in der die höchsten geistigen Leistungen gerade ausreichten, um die Kräfte des Wirkens und Handelns mit den politischen und soldatischen zu verbinden, damit diese der Idee des Reiches, dieser ewigen Idee der deutschen Sendung, Gestalt verliehen.

Wir sind aber verpflichtet, um das lebendige Leben der Nation zu erhalten, aus allem Geschehen das Tiefste abzulesen, um, dieses Tiefste erkennend, zu unseren höchsten Möglichkeiten vorzustößen. Ein anderes ist das Damals, ein anderes das Heute. Aber hinter der Hülle des Zeitlichen erkennen wir das Ewige, das die Vielheit der Kräfte, das Geist und Macht zum Kosmos eint: die geistige Haltung, der wir verpflichtet sind heute wie damals und in aller Zukunft!



Stammbaum der großmütterlichen Linie des Verfassers.

Ring in der Kette.

Gedanken über Sinn und Zweck der Ahnenkunde

von Friedrich Weimar Steinfarth (Vereinigte Stahlwerke A.-G., Hauptverwaltung Düsseldorf).

Im Zusammenhang mit dem nachfolgenden Aufsatz haben wir für unsere Leser eine sicherlich willkommene Überraschung. Der Gesamtauflage dieses Heftes liegt eine Stammtafel bei, die für manchen Anstoß sein dürfte, den Ausführungen unseres Mitarbeiters nicht nur in Gedanken zu folgen, sondern, angeleitet durch die praktischen Hinweise, selbst eine eigene, sich über vier Generationen erstreckende Ahnentafel aufzustellen. Wir behalten uns vor, bei entsprechendem Interesse eine als Wandschmuck geeignete Sonderausführung der Stammtafel anfertigen zu lassen.

Im Arbeitszimmer meines Vaters hängt über dem Schreibtisch ein „Stammbaum“. In langer Kette, verschlungen und verästelt, winden sich um einen mächtigen Stamm mit knorrigen Ästen und feinen Zweigen Reihen kleiner Schilder mit Aufzeichnungen über die Vorfäter und ihre Kinder. Das waren Bauern, die fest verwurzelt auf ihrer erbten Scholle standen, bis des Vaters Vater die Augen schloß für immer und aus dem Hof seiner Väter hinausgetragen wurde zur letzten Ruhestatt. Und die gegenüberliegende Wand trägt, in ähnlicher Form zusammengestellt, die Sippschaft von des Vaters Mutter, die auch aus Bauerngeschlecht war.

Gar oft saß der Bub auf des Vaters Knien und lauschte, was der zu erzählen mußte von seinem Vater und seinem Großvater, vom alten Dhm, der ein gar wunderlicher Kauz war, von wilden Kriegszeiten, die das kleine Dorf überstanden, von Not und Elend, die das Land überzogen, aber auch von frohen Zeiten emsigen Ackerbaus und Säens und Einheimens gesegneter Ernte.

So wurde in dem Jungen früh der Sinn geweckt für das Wissen um die Herkunft seines Geschlechts. Und es wurmte ihn, daß für die Sippe seiner Mutter nicht ein Gleiches vorhanden war. Da machte er sich daran und forschte und suchte und trug Steinlein zu Steinlein, bis es ihm gelungen war, auch der Mutter Ahnenreihen aufzustellen.

Das war nicht immer ganz einfach und oft zum Verzweifeln, wenn die Quellen versiegten und keine neuen sich erschließen wollten. Zu damaliger Zeit fehlte es nämlich auch bei den Stellen, die die Hüter dieser Quellen waren, gar sehr am notwendigen Verständnis für den tieferen Sinn und Zweck der Ahnenforschung. Denn wie alle ernsthafte Forschung, ist auch das Forschen und Suchen nach den Ahnen nicht Selbstzweck etwa eines in eigenbrötlerischem Familiensinn Versponnenen. Sippenforschung ist vielmehr der entscheidende Weg zu jenem „Erkenne dich selbst!“, das als täglich neue Forderung vor uns steht. Natürliche Voraussetzung für jede Selbsterkenntnis aber ist die Beantwortung der Frage

„Woher?“, die zugleich die Grenzen des Erbgutes absteckt, das ein jeder in sich trägt.

Wenn der Dichter mahnt: „Du Einzelner bist langer Kette Glied“, so lehrt auch die wissenschaftliche Sippenkunde, wie reich und verwickelt der lebendige Blutzusammenhang innerhalb jeder Sippe ist. „Die Ahnenkunde“, erklärt der schwäbische Dichter-Arzt und altbewährte Vorkämpfer für Sippenforschung, Ludwig Finckh, in seinem „Ahnengarten“, „sagt dir, wer du bist und wer du einst sein wirst, wenn du dich deiner Vorfahren wert machst. Die Ahnen leben, obwohl sie tot sind, in irgendeinem kleinen Blutstropfen, in einer Gehirnzelle, in einer Herzfaser mitten in dir. Sie können dich segnen und fruchtbar in dir werden, und du ehrt sie, wenn du ein tüchtiger, starker Mensch wirst.“ Und vor langen Jahren schon ließ Sperl in seinem „Archivar“ den Eisenhut mit Recht mahnen: „Bei Pferden, Rindern, Hunden, Schafen sprechen wir von Rasse als von etwas ganz Selbstverständlichem, und kein Züchter lacht über die weiterverzweigte Ahnentafel eines Rennpferdes; denn er weiß sehr wohl, daß bestimmte Eigenschaften nichts anderes sind als die Frucht der Züchtung durch Generationen. Und genau so ist's bei den Menschen. Wieviel mehr aber als äußere Begabung, Fertigkeit und Geschicklichkeit erbt sich seelische Art von Geschlecht zu Geschlecht, die Art sowohl wie die Unart!... Es wäre doch sehr wünschenswert, daß man sich wieder etwas mehr auf die Familie, auf die Herkunft, auf die Segnungen und auf die furchtbaren Gefahren der Vererbung besänne.“

Unser Wollen und Können wird maßgeblich bestimmt von dem rassischen Erbgut, das unsere tausend Väter und Mütter in uns gelegt haben und das wir weitergeben an unsere tausend Enkel und Urenkel. Nur ein Glied sind wir selbst in der unendlichen Kette, die sich aus grauer Vorzeit heraufzieht wie die Ankerkette eines Ozeantiesens aus den unendlichen Tiefen des Weltmeers, die über das Ankerspill der Gegenwart aber weiterläuft in nicht zu ergründende fernste Zukunft. „Drum prüfe, wer sich ewig bindet“ und das Glied der Kette schließt, ob auch das Erbgut der Verpflichtung entspricht, die er den Vorfahren gegenüber hat, und ob es der Verantwortung standhält, die seine Nachkommen mit Recht von ihm fordern. Denn nicht nur fortpflanzen sollen wir uns, sondern hinauf, wie Nietzsche es fordert.

Jeder Mensch kennt den Streit darüber, ob der Junge oder das Mädchen in seinen äußerlichen Merkmalen und seinem Wesen mehr dem Vater oder mehr der Mutter gleiche. Wer aber fragt danach oder weiß gar, was von den Großeltern oder gar den Urgroßeltern, den väterlichen oder mütterlichen, stammt? Ernsthaftige Wissenschaftler haben uns schon seit langem auf die Vererbung guter und schlechter Eigenschaften und Begabungen hingewiesen. Sie haben uns bewiesen, daß sich die Veranlagung für künstlerisches Schaffen, technisches

Können, kaufmännisches Handeln, soldatisches Führertum, ebenso aber auch Hemmungslosigkeit, Trunksucht, Verbrechen über Generationen hin vererben. Aber auch Gebrechen und Krankheiten vererben sich, Blindheit als Folge bestimmter vererblicher Augenkrankheiten, Taubheit und körperliche Mißbildungen, die Anlage zu Karies und Zuckerkrankheit, nicht ausgeheilte Geschlechtskrankheiten, Schwachsinn und Epilepsie. Nach einer Berliner Statistik werden bei Schwachsinn eines Elternteils 58 % der Kinder wieder schwachsinzig, bei Schwachsinn beider Eltern 72 %. Bei Epileptikerfamilien hatten 76 % etwa sechs bis zehn Kinder*! Man sieht: Der erkrankte Nachwuchs hat die Neigung, sich wesentlich stärker zu vermehren als der gesunde. Aus dieser ungeheuren Gefahr entspringt die große Verantwortung, die jeder einzelne vor sich und seinem Volke trägt.

Über der Ahnentafel.

Die Alten steigen aus den Gräbern wieder
Und werden jung und werden neu geboren.
Und in den Schranken, die sie einst erkoren,
Wandeln sie langsam ihre Straße nieder —

Zu zwei und zwei, in Arbeit und in Liebe,
Durch harten Werktag wie durch Feierstunden.
Doch hat der Glockenschlag sie längst gebunden,
Und ist kein Wunsch, kein Tag mehr, der noch bliebe.

Geburt — Vermählung — Tod. Es sind nur Zahlen.
Dazwischen blühte groß ein langes Leben.
Darinnen wuchs, was ihr dann mir gegeben,
Was weiter wächst und blüht zu vielen Malen.

Mit jedem Kinde wird es neu geboren,
Wonach ihr Sehnsucht trugt und Hinverlangen.
Der tiefste Traum, dem je ihr nachgegangen,
Mit jedem Kinde ist er unverloren.

Wilhelm Gerd Kunde.

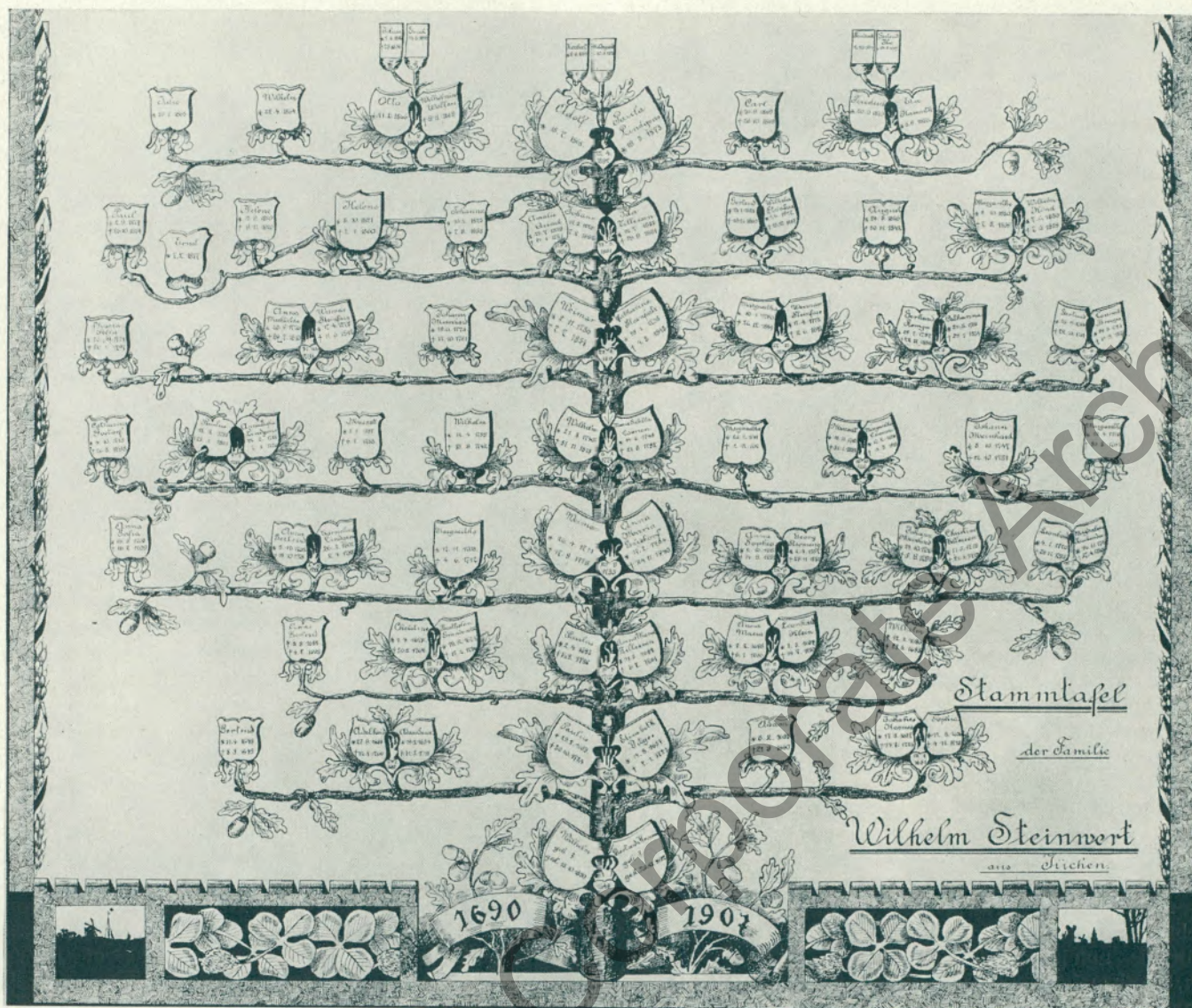
Jeder Mensch kommt aus Vater und Mutter. Beide sind gleich wichtig für ihn. Beider Erbanlagen sind in ihn gelegt. Ebenso gut und vollwertig ist das Weib Erblasferin wie der Mann; als Ahnfrau steht es gleichwertig und gleichberechtigt neben dem Ahnherrn. Darumerstellend heute keinen Stammbaum mehr, der nur die männlichen Sprossen eines Geschlechts erfasst, sondern legen eine Ahnentafel an, die Aufschluß gibt über alle Vorfahren, väterliche und mütterliche (und die sich durch Hinzunahme auch der weiteren Verwandtschaft, der Onkel und Tanten, Basen und Vettern, zur Sippenstafel erweitern läßt).

Und wie findet man seine Ahnen?

Indem man Glied für Glied der Kette abrollen läßt, beginnend mit sich selbst als ihrem letzten Glied. Bis man eines Lages, der eine früher, der andere später, am sogenannten „toten Punkt“ steht, d. h. an jener Stelle, von der es anscheinend kein Weiterkommen gibt, weil alle Wege verriegelt scheinen. Manchmal ist es dann wirklich aus, und nichts vermag zu helfen, die Kette weiterzuschlingen. Denn in jenen Zeiten, aus denen die Quellen der Überlieferung spärlicher und spärlicher fließen, erschöpft sich schließlich alle Ahnenforschung einmal. Meist aber läßt sich, zumal am Anfang der Forschung, der „tote Punkt“ überwinden. Der Mittel und Wege dazu gibt es gar viele. Welches Mittel im einzelnen anzuwenden ist und welcher Weg zum erstrebten Ziele führt, kommt ganz auf den jeweiligen Fall an. Deshalb ist es müßig, dafür allgemeingültige Wegweiser aufstellen zu wollen. So seien denn nur die Haupttrichtung des Weges festgelegt und seine einzelnen Stappen angedeutet:

Ausgangspunkt ist die Gegenwart, sind wir selbst. Von hier aus führt unser Weg über Eltern, Großeltern, Urgroßeltern usw. Wir beschaffen uns also zunächst unsere eigene

* Die Zahlenangaben sind dem Büchlein von Paul Nüchli, „Ahnenforschung leicht gemacht!“, Industrie-Verlag Spaeth & Linde, Berlin, entnommen.



Stammtafel der Familie Wilhelm Steinwert (Steinfarz) 1690 bis 1907.

Geburts- (Tauf-) Urkunde, dann die Heiratsurkunde der Eltern und die Geburts- (Tauf-) Urkunden von Vater und Mutter. Und dann geht es in der gleichen Weise immer eine Geschlechterfolge weiter. Aus der Geburts- (Tauf-) Urkunde erfahren wir außer dem Geburtstag des Täuflings auch die Namen seiner Eltern. In der Heiratsurkunde sind aber nicht nur der Trauttag und die Namen der Brautleute angegeben; sie enthält auch Altersangaben und Herkunftsort der Brautleute und meist auch Angaben über deren Eltern, den Beruf oder Stand. So führen die Angaben dieser beiden Urkunden weiter in die nächste Ahnenreihe. Aber auch die Sterbeurkunde ist wertvoll. Sie erleichtert durch die Altersangabe das Auffinden der Geburtsdaten, und biologisch wichtig ist die Eintragung über die Todesursache.

Wo erhält man nun die Urkunden? In erster Linie bei den Standesämtern und Pfarrämtern. Sie erteilen beglaubigte Urkunden und Abschriften der Standesregister- und Kirchenbüchereintragen. Standesämter wurden zuerst in den linksrheinischen Gebieten bereits 1798 durch die Franzosen eingerichtet, 1808 folgten in Württemberg die Familienbücher, die — bis 1876 bei den Pfarreien geführt — zurück bis 1770 etwa Aufschluß geben. 1810 wurden Personenstandsregister in den rechtsrheinischen, Frankreichen verbündeten Staaten Großherzogtum Berg, Großherzogtum Hessen-Darmstadt und Königreich Westfalen eingeführt.

Diese Einrichtung bewährte sich so gut, daß sie nach der Befreiung von der Fremdherrschaft beibehalten und nach und nach auch in den übrigen deutschen Ländern eingeführt wurde, so u. a. 1849 in Anhalt, 1851 in Frankfurt am Main, 1865 in Hamburg, 1874 in Preußen. Ab 1. Januar 1876 wurden Standesregister im gesamten Deutschen Reich eingeführt. Nur in der Ostmark kennt man sie noch nicht. Hier wendet man sich immer an die Pfarrämter.

Die Kirchenbücher wurden während der Reformationszeit, und zwar zuerst in der neuen evangelischen und wenig später in der katholischen Kirche eingeführt. Für die letztere waren dafür die Beschlüsse des Tridentinischen Konzils (1545 bis 1563) maßgebend, welche besagten, daß von den Pfarrern Bücher mit den Namen der Getauften und Verheirateten zu führen seien. Ehe sich die Führung der Bücher allgemein durchgesetzt hatte, verging allerdings noch eine geraume Zeit. So ist der Beginn der Kirchenbucheintragen örtlich sehr verschieden; aber etwa ab Mitte des 16. Jahrhunderts findet man sie mancherorts. Leider sind die Bücher nicht immer so zweckmäßig geführt und aufbewahrt worden, wie wir uns das heute wünschen. Viele sind durch Unachtsamkeit, durch Brand und Kriegsnot, durch Aufbewahrung an unzulänglichen Orten oder durch andere Einflüsse der Vernichtung anheimgefallen. Durch eine großangelegte Bestandsaufnahme wird jetzt ihr wertvoller Inhalt

für die Zukunft sichergestellt. Denn trotz mancher Mängel bilden die Kirchenbücher für Jahrhunderte hindurch immer noch die zuverlässigste Quelle über die Ahnenschaft des deutschen Volkes. So ist es denn auch in den Fällen, in denen man die standesamtlichen Unterlagen erhalten hat, ratsam, zur Ergänzung die Kirchenbucheinträge heranzuziehen, zumal die Standesregister nur ganz selten Angaben über die Religionszugehörigkeit enthalten; für den Abstammungsnachweis ist aber die Laufe eines Kindes christlicher Eltern ein unerlässliches Belegstück.

In den linksrheinischen Gebieten ist das allerdings nicht ganz durchführbar, da dort bei der Einführung der Personenstandsregister durch die Franzosen im Jahre 1798 die alten Kirchenbücher geschlossen wurden. Sie mußten an die Bürgermeistereien abgeliefert werden. Dort traten an ihre Stelle die Zivilstandsregister. Den Pfarrern wurden die weiteren Eintragungen untersagt. Erst 1804 beginnt wieder die regelmäßige Führung der Kirchenbücher. Für die Zeit von 1798 bis 1804 ist man also in den Gebieten links des Rheins und einiger angrenzender rechtsrheinischer Gebietsstreifen, die zu den damaligen französischen Departements gehörten, lediglich auf die Zivilstandsregister angewiesen, die keine Angaben über das religiöse Bekenntnis enthalten. Andererseits findet man aber bei den Standesämtern häufig sehr aufschlußreiche Unterlagen bei den Beisätzen zur Heiratsurkunde (Geburtsurkunden der Brautleute, wenn sie von auswärts stammen, Sterbeurkunden verstorbener Brauteltern, Staatsangehörigkeitsunterlagen bei Ausländern usw.).

Zu beachten ist, daß ein großer Teil der Kirchenbücher und Personenstandsregister nicht mehr bei den Amtsstellen aufbewahrt wird, die sie führten, sondern bei zentralen Archivalstellen. Man bitte daher stets um Weiterleitung seiner Anfrage an die zuständige Stelle für den Fall, daß die gewünschte Urkunde an einem anderen Ort aufbewahrt wird. Zweckmäßig ist es, jeder Anfrage gleich die Gebühr für die Ausfertigung der Urkunde (0,60 M.) und Rückporto beizulegen.

Gehörten Vorfahren dem Soldatenstande an, so sind die Garnisons- und Regimentskirchenbücher von großer Bedeutung. 1500 Militärkirchenbücher der alten preussischen Armee, deren ältestes aus dem Jahre 1715 stammt, werden in der Evangelischen Feldpropstei (Berlin C 2, Frommelstr. 1) aufbewahrt. Diese Bücher enthalten im allgemeinen Taufen, Trauungen und Todesfälle, manchmal auch Konfirmationslisten. Leider sind aber fast gar keine Register vorhanden. Daher ist es dringend erwünscht, möglichst genaue Angaben über Jahr und Regiment zu machen, in denen der gesuchte Vorfahr gedient hat. Hierüber geben Auskunft die Ranglisten und Stammtrollen im Heeresarchiv (Potsdam, Hans-von-Seeckt-Straße 8). Außerordentlich bedeutsam sind die

Ranglisten der königlich preussischen Armee, die bis 1806 den Familiennamen (nicht die Vornamen) der Offiziere und der oberen Beamten nennen. Zu den letzteren zählten der Regimentsauditeur, der zugleich Regimentsjustitiar war, der Regimentsquartiermeister, der Feldprediger, der Feldmedikus und bei der Kavallerie der Regimentsfallmeister. Bei Nachforschungen über Unteroffiziere und Mannschaften geben die Ranglisten keine Auskunft; in diesen Fällen ist man auf die ebenfalls beim Heeresarchiv ruhenden Stammtrollen angewiesen.

Schwierig ist zur Zeit die Beschaffung von Urkunden aus dem Auslande. Sie ist nur in bestimmten Ausnahmefällen und mit Genehmigung der zuständigen Devisenstelle möglich, es sei denn, daß im Auslande lebende Verwandte sich um die Beschaffung bemühen und keine Kosten entstehen. Hat man eine solche Ausnahmegenehmigung erhalten, dann wendet man sich zweckmäßig an die zuständige deutsche Auslandsvertretung (Konsulatsabteilung der Botschaft oder Gesandtschaft, Konsulat). In schwierigen Fällen hilft auch die Hauptstelle für auslandsdeutsche Sippenkunde beim Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart⁹.

Die Angaben beim Anfordern von Urkunden sollen kurz, klar und übersichtlich gehalten sein. Es interessiert den Aussteller einer Urkunde meist gar nicht, in welchem Verwandtschaftsverhältnis der Anfragende zu dem Beurkundeten steht. Ob es sich um die Urgroßmutter väterlicherseits der Mutter oder um den Großvater mütterlicherseits des Vaters handelt, ist ihm gleichgültig. Aber auf möglichst genaue Angabe des Namens und der Daten der Person, die gesucht und deren Urkunde ausgestellt werden soll, legt er den allergrößten Wert, und zwar dies allein schon, um Verwechslungen mit gleichnamigen Personen zu vermeiden. Kann man ganz genaue Angaben nicht machen, so teile man alles mit, was sich aus den bereits vorliegenden Urkunden er-

gibt. Man läuft sonst Gefahr, hohe Suchgebühren bezahlen zu müssen, die oft auch noch vergeblich sind, weil die betreffende Eintragung auf Grund der mangelhaften Angaben nicht gefunden werden konnte.

Eine immer wieder auftretende Erscheinung ist die sich ändernde Schreibweise der Namen. Sie findet ihre Erklärung darin, daß die Eintragungen meist nach dem Gehör, oft auch nur nach dem Gedächtnis erfolgten. Abweichungen von der heutigen Schreibweise der Namen und mehrfache zwischenzeitliche Änderungen kommen daher häufig vor. Aus den Erfahrungen des Verfassers seien hierfür zwei besonders typische Beispiele angeführt:

1. 1776 ist beurkundet die Geburt des Georg Muer.
- 1795 ist beurkundet die Heirat des Georg Muer.
- 1817 ist beurkundet die Geburt einer Tochter Maria des Georg Moor.

⁹ Vgl. den folgenden Aufsatz von Ludwig Finckh.



Die Sympchafft ist vns darzü güt/
Das eyner hilff dem andern thüt/
In not zusamen rynt das blüt.

Holzschnitt eines unbekanntem Meisters
aus dem Jahre 1525.
Kupferstichabinett Berlin.



Der alte Winkel.

Originalholzschnitt von Rudolf Koch.

1841 ist beurkundet die Heirat der Vorgenannten als Maria Mohr.

Auf Grund vorliegender anderweitiger Unterlagen (Angaben über Alter, Eltern usw.) unterliegt es keinem Zweifel, daß es sich in jedem Falle um denselben Namen handelt.

2. 1782 wird die Geburt der Barbara Müller beurkundet; als ihre Eltern sind angegeben: Andreas Müller und Margarethe Kesseler.

1819 heißt es in der Geburtsurkunde eines Kindes der Barbara Müller, daß diese letztere eine Tochter sei des Andreas Müller und der Margarethe Spenglers.

Im ersten Beispiel handelt es sich zweifellos um Eintragungen nach dem Gehör, die vielleicht auch noch mündlich beeinflusst waren. Im zweiten Falle scheint es sich um eine Eintragung nach dem Gedächtnis zu handeln, da Spengler und Kessler (Kesselmacher) Bezeichnungen aus derselben Berufsart sind. Vielleicht ist aber auch hier ein münd-

artlicher Einfluß vorhanden: man könnte nämlich unter Berücksichtigung der örtlichen Gebräuche „Spengeler“ auch als Spitz- bzw. Decknamen ansehen.

Diese Beispiele lassen sich unendlich vermehren. Man werfe also nicht gleich mutlos die Glinte ins Korn, wenn man den Gesuchten in der bekannten Schreibweise nicht findet, sondern ziehe auch ähnlich klingende Namen mit in seine Nachforschungen ein. Größte Vorsicht ist hierbei natürlich geboten, um nicht einen falschen Ahnen zu erwischen. Erst wenn durch vollgütige Verweise erbracht ist, daß es sich tatsächlich um den Gesuchten handelt, darf das Ergebnis als endgültig angesehen werden. Das hier Gesagte bezieht sich in wohl noch größerem Maße auch auf die Vornamen, die von ihren Namensträgern sehr häufig gewechselt wurden, so daß aus einer Margarethe eine Katharina, aus einem Heinrich ein August, aber auch aus einem Marcellus ein Zilles, aus einer Cecilie eine Eilgen wurde.

Einmal aber werden die „natürlichen“ Quellen der Kirchenbücher und

Personenstandsregister versiegen; daneben gibt es dann aber noch unzählige andere. In Stadt- und Staatsarchiven, in Gerichts- und Steuerakten, in Orts- und Kirchenchroniken, in Einwohnerlisten, Konfribentenlisten, Meistertollen und an vielen anderen Stellen ruhen für die Familienforschung wertvolle Schätze. Der Forscher, der diesen Quellen nachgeht und sie zu erschließen weiß, wird überrascht sein über das sich ihm bietende reichhaltige Material.

Eine ganz besonders ergiebige Quelle ist das Schrifttum aus dem Bereich der Familienforschung und den angrenzenden Gebieten der Heimatgeschichte und Volkskunde. Die Sippenforschung verfügt heute über ein so umfassendes und reichhaltiges Schrifttum, daß jede auftauchende Frage daraus beantwortet werden kann. Sich mit ihm vertraut zu machen, kann daher nur empfohlen werden. Seine Kenntnis ist Voraussetzung für den richtigen Beginn und das Gelingen, seine Auswertung erspart Zeit, Ärger und Geld. Jede öffentliche Bücherei verfügt über die wesentlichen Werke oder besorgt durch den „Leihverkehr“, dem alle deutschen Büchereien angeschlossen sind, schnell das Gewünschte. Da gibt es grundlegende Werke über die Technik der Ahnenkunde, Archivverzeichnisse, die Aufschluß geben über die Aufbewahrung von Kirchenbüchern bei zentralen Archivstellen, Verzeichnisse bereits erforschter Familien (Deutsches Geschlechterbuch), heimatgeschichtliche Werke mit Namensverzeichnissen alteingesessener Familien, Regimentsgeschichten mit Listen der Gefallenen, Verwundeten und Dekorierten, manche auch mit ausführlichen Namensverzeichnissen der Offiziere, usw.

Eine weitere, nicht unerhebliche Hilfe bieten die familien-

kundlichen Vereine, denen sich jeder ernsthaftige Forscher sowohl im eigenen Interesse anschließen sollte, als auch um dadurch die Ergebnisse seiner Forschung für einen weiteren Kreis nutzbar zu machen. Ferner helfen die Beratungsstellen der Partei und der ihr angeschlossenen Organisationen, des Reichsnährstandes, des N.S.-Lehrerbundes usw., sowie die Sendungen des Rundfunks.

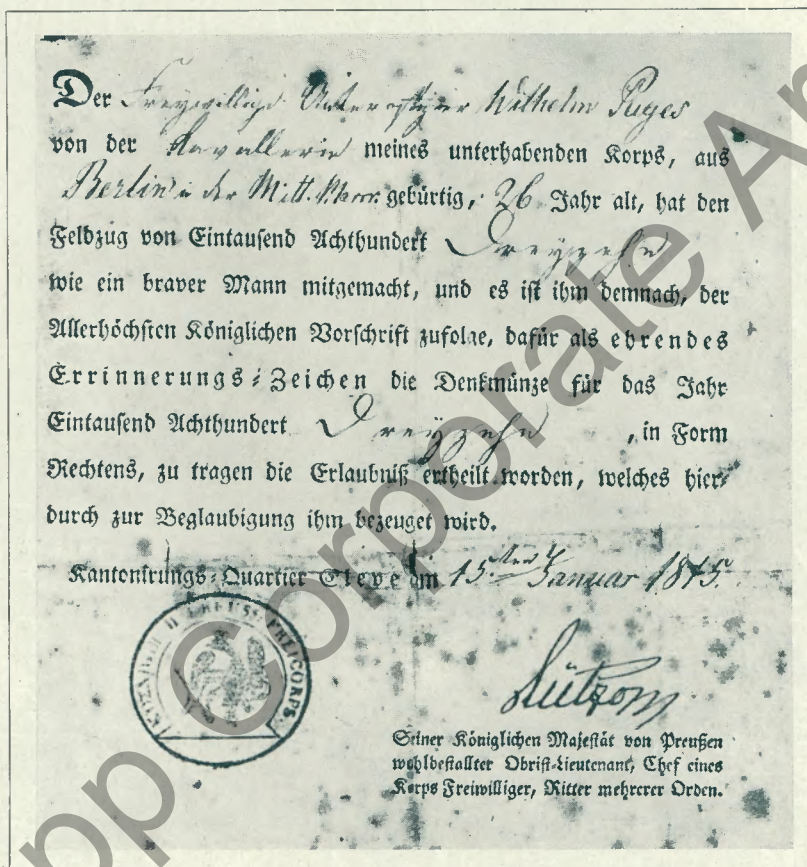
Sobald die ersten Forschungsergebnisse vorliegen, muß daran gegangen werden, sie übersichtlich und stets griffbereit zu ordnen. Im Handel befindliche Karteien und Formblätter erleichtern uns diese Sorge. Hier die richtige Auswahl zu treffen, richtet sich vor allem nach Ziel und Umfang der Forschung. Aber auch in dieser Frage helfen die Beratungsstellen gern mit ihrem fachmännischen Rat. Durch den Nachweis

der arischen Abstammung ist wohl die Ahnentafel die bekannteste Form der Darstellung geworden. Da jeder Mensch zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern hat, so baut sich auch bei jedem Menschen die Ahnentafel gleichmäßig auf, aber nur der Ersteller und seine richtigen Geschwister haben dieselben Ahnen. Die Ahnentafel allein zeigt die Blutströme auf, die im Ahnenträger zusammenfließen.

Aber Namen-, Orts- und Zeitangaben von Vorfahren sammeln ist ein Spiel mit toten Buchstaben und Zahlen, wenn man es dabei bewenden läßt. Ahnenforschung will tiefer schürfen und Wesenhaftes aufdecken. Welche Unzahl von Gestalten, Berufen und Eigenarten, welche Fülle von Wirkungsstät-

ten und Landschaften bieten sich dar, wenn man mit aufgeschlossenem Sinn in das tiefere Wesen der Forschung eindringt. Ganz besonders reizvoll wird es dabei sein, seine Ferienreise als „Fahrt nach der alten Urkunde“, womöglich unter Mitnahme und ausgiebigem Gebrauch eines Photoapparates, in den Dienst seiner Forschung zu stellen. Und bei Anfragen an Standesbeamte und Pfarrer vergeße man nie, um eine wortgetreue Übermittlung der gesamten Eintragung zu bitten und sich nicht mit der Ausfüllung eines vorgedruckten Formulars zufrieden zu geben. Denn gerade diese Eintragungen außerhalb der rein sachlichen Angaben sind es ja, die uns Einblick nehmen lassen in das Leben unserer Vorfahren und ihrer Zeit.

Berührt es uns nicht eigenartig, wenn wir vom Urgroßvater feststellen, daß er als ein Lügower Reiter den Freiheitskrieg von 1813/15 mitgemacht hat, oder von jenem Ahnherrn hören, der als Hugenotte um seines Glaubens willen nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 seine südfranzösische Heimat verlassen mußte und dessen Nachfahren gute Deutsche wurden?



Ein stolzes Blatt in der Ahnengeschichte.

Archiv Steinsaltz.



Weserdorf

Originalholzschnitt von Rudolf Koch.

Wenn wir so den toten Zahlen und Buchstaben der Urkunden Leben einzuhauchen verstehen, daß Geschichte lebendig wird und Landschaften vor unserem geistigen Auge erstehen, dann werden auch für uns die Worte gelten können:

„Wir treten in die Kette,
daß die Kette klingt . . .

So haben wir als Kinder gesungen, wenn wir den Reigen schlangen. Wir ahnten nicht den tiefen Sinn des Liedes. Heute weiß ich: Ich bin das Glied einer Kette; frohgemut soll ich wandern durchs Tal, denen verbunden, die vor mir waren, und denen, die nach mir kommen, weitergeben den hellen Lebensmut —

daß die Kette klingt.“

Das deutsche Ahnenbuch.

Von Ludwig Finckh.

Glückliche Mutter Deutschland! Dir sind deine Söhne und Töchter zwischen den Fingern hinausgerieselt wie Samenkörner in deiner Fruchtbarkeit, du konntest sie nicht halten in deinen gewölbten Händen. Was dir blieb, pflanztest du in deinen großen Garten; das andere aber bekam Flügel wie Vögel und flog in die weite Welt hinaus, unter den freien Himmel Gottes, in die Nähe und Ferne, übers Meer, in alle fünf Erdteile. Wie keine andere Mutter hast du deine Kinder ausgestreut. Draußen sind sie gewachsen und groß geworden, ein eigenes Volk, das deutsche Junge spricht und deine Augen hat und Mutter zu dir sagt.

Dies Volk der Auslanddeutschen ist groß in allen Ländern, bewährt und tausendfach geliebt. Denn wer in unbekante Verhältnisse geht und den Urwald fällt, wer unter fremden Völkern Brücken schlägt, auf sich selbst gestellt sein Leben wagt und im Wettbewerb mit anderen Völkern noch den Preis erringt, den hat das Leben selbst gekrönt. Vorkämpfer ist er, Schildträger und Führer im harten Werktag der Welt, verjüngt, gehoben, ausgeweitet, im Feuer gestählt. Viele sanken um ihn, bis einer stand. Er wurde ausgelesen, herausgezüchtet für sein Gastland, verschmolzen mit der Atemluft seines Wirtes, gründete Städte, Dörfer, Landschaften aus seinem Geist, hatte Haus und Garten, nahm ein Weib und zeugte Kinder, und ließ im fremden Boden seine Urheimat wieder erstehen, sein Vater- und Mutterland. Ihm hielt er die Treue, auf seinen Namen taufte er, Neu-Ulm, Karlsruhe, Berlin draußen in der Welt, in Amerika — und doch im Herzen verkürzt, im Blut vereinsamt. Oft hatte er nicht Zeit, zurückzudenken im Sturm des Alltags an die alte Mutter, an Brüder und Schwestern.

Ein Lindenbaum, der blüht und Samen ausendet mit leichten Flugblättern, weiß nichts von den Sendlingen, die windverweht auf andere Erde fielen und neue Bäume wurden, er kann ihnen nicht helfen. Er ahnt nur den großen Zusammenhang im Walten der Natur. Eine Mutter vergift nicht. Ihre windverwehten Kinder sind in heimlichen Haarwurzeln mit ihr verbunden, in losen Strängen, selbst wenn sie nichts mehr von ihr wissen. Mutterfasern wachsen in ihrem Leibe mit. Vom Volk der Auslanddeutschen ziehen seine Fäden unsichtbar zurück ins Herz der Mutter. Erbgut haben sie noch in sich, Blutbällchen, beladen wie Wagen mit Gütern von Vater und Mutter, mit Korn und Obst, mit Brot und Wein, mit deutschem Kulturgut. Denn der Urahn — im Harz, in Westfalen, an der Nordsee, im Pommerland oder im Hegau — war ein Volksgenosse Goethes, er atmete die Luft mit Mozart, er sprach Worte mit Eichendorff und dachte Gedanken um Kant. Auch Holbein gehört den Auslanddeutschen, und Beethoven, Bach und Schiller: ihre Enkel sind sie wie wir! Niemand ist entwurzelt; jeder hat ein Recht auf eine Scholle Heimat.

Dies läßt sich nachweisen, gestempelt und verbrieft, schwarz auf weiß. Man muß nur suchen. Wie jeder Schritt im Leben muß auch das Kindesrecht erworben sein mit wachen Sinnen, mit guten Gedanken, mit Willen. Mit einem Anfang.

Man gräbt nach seinen Wurzeln, man kann seinen Ursprung erforschen. Und mit einem Male ist man Schatzgräber geworden: es öffnet sich unter der Erde und fällt in den Schoß, Kupfer und Silber und Gold: Leben der Ahnen, der nächsten Menschen, die zu einem gehören, und die man zu einem Stück in sich herumträgt. Diese Mütter und Väter sind nicht begraben in ihrem fernem Grab — nur ihr zeitlicher Körper —, sie haben Zellen abgegeben, jeder Keim vollkommen sie selber, und aus dem Keime wuchs ein Mensch und lebte, und nun fließt er in deinen Adern, klopft in deinem Herzen, in allen Blutströpfen. Du bist sein Gefäß.

Es ist leicht, die noch Lebenden aufzuschreiben. Man erkennt dabei, daß Zahlen gut sind: sie sind Wegweiser ins Unbekannte. Ort, Jahr und Tag leuchten wie kleine Lichter zurück zu den Eltern, zu den Toten. Dorthin, wo für viele alles dunkel geworden ist und grauer Nebel, unfaßbar, zu den Ahnen leitet der neue Stern. Alte Kammern strahlen, Türen gehen auf, man tastet wieder den Weg, den die Vorfahren gegangen sind im fremden Land, vorgefahren unter Entbehrungen, und man macht mit ihnen den Sprung ins Mutterland. Mitten drin steht man wieder in Deutschland, noch unsicher, verwirrt, allein; aber da öffnet sich schon eine Pforte, Fenster blinken, als ob jemand erwartet hätte — es scheint wie ein Zufall, ein Wunder, das hilft, aber es sind in Wirklichkeit gute Geister, Kräfte der Ahnen, Erinnerungsbilder in der Hirnrinde, im Unterbewußtsein, altererbt durch den Keim, die suchende Seele — und nun sonnt man sich am Mutterherzen, als wäre man niemals fortgegangen.

Dies Glück des Wiederfindens und der Verbundenheit mit uns allen in den Wurzeln und mit dem deutschen Erbe schenkt uns die Sippenforschung. Im Deutschen Auslands-Institut zu Stuttgart haben wir eine Hauptstelle für auslandsdeutsche Familienkunde, die alles sammelt und an die Landesstellen verteilt.

Das Reich der Auslanddeutschen ist versponnen durch spinwebzarte, unzerreißbare Fäden mit dem alten Mutterreich. Viele gleiten an ihnen zurück, noch einmal das Land ihrer Väter zu sehen, ehe sie untertauchen ins letzte Land, Berge und Bäche der Heimat, Ursprung und Stammort. Jeder geht beschenkt, in den Tiefen beglückt und erschüttert, gehoben und stolz, trotz allem ein Deutscher zu sein. Denn dies Volk hat Geist und Seele, Kraft und Dauer, und sein eherner Gesang schwirrt in den Lüften.

Die Fäden zu knüpfen, dient ein Ahnenbuch. Es nimmt die Tarnkappe ab, die bisher über dem Blutserbe lag, es löst die Schleier, macht sichtbar Vergangenheit und Zukunft; es enthüllt Geschichte, die unmittelbarste, schönste, persönlichste Geschichte, die es für einen Menschen gibt: seine ureigene. Es schafft für die Vorfahren, indem es Versunkenes wieder aushebt; es schafft für die Enkel, da es ihre Entwicklung aus den Ahnen schreibt. Es hält alles Notwendige fest, es mahnt und verheißt, macht nachdenklich und aufmerksam: es ist das goldene Seil, das geflochten ist und zurückleitet zum Urgrund. Es ist das Segensbuch der Ahnen.

Wir bekennen uns zu dem Geschlecht,
das aus dem Dunkel ins Helle strebt.

Goethe.



An der Küste Armorikas.

Lichtbilder: Le Boper.

Einem wuchtigen Bollwerk gleich ragen die ziegelroten Felsen des „Kap Frehel“ an der Nordküste der Bretagne aus dem Meer und schützen die letzte schmale Festlandsheimat der Kelten.

„Armorika“, die letzte Heimat der Kelten auf dem Festlande.

Von Hanns Prehn-Dewitz.

Zimmer wieder reizt es den Forscher und Volksfreund, eines Volkes zu gedenken, das einst in Nachbarschaft und Verbundenheit mit unsern germanischen Vorfahren auf deutschem Boden die Jugendjahre seiner Entwicklung verbracht hat. Es ist das uralte Kulturvolk der Kelten, das heute nur noch auf den irischen Inseln und auf dem europäischen Festland in „Armorika“, der jetzigen Bretagne, lebt.

In der Vorgeschichte Deutschlands und der Germanen kommt den Kelten eine ganz besondere Bedeutung zu. Einmal sind sie auf weiten Strecken des deutschen Bodens die Vorgänger unserer germanischen Vorfahren, zum anderen haben die von ihnen ausgehenden starken Kultureinflüsse wahrscheinlich nicht unwesentlich den kulturellen Aufbau ihrer germanischen Nachbarstämme mit beeinflusst.

Das erste Verbreitungsgebiet der Kelten wird von der Donau, dem Rhein, der Elbe und den Karpaten begrenzt.

In den letzten sechs vorchristlichen Jahrhunderten kann man in diesem Gebiet daher mit Recht von einer keltisch-germanischen Entwicklungszeit sprechen. Diese hält an, bis die Völker ihre großen Wanderungen beginnen. Um 400 vor Christi Geburt ziehen keltische Stämme vom Rhein an die Küste, um nach England und Irland überzuweichen. In jahr-

hundertlangem Kampfe stehen sie hier gegen die Urbevölkerung, bis sie die Sachsen zur Hilfe rufen, um das ganze Inselreich sich botmäßig zu machen. Allein die Angeln und Sachsen gewinnen unter ihren tatkräftigen Führern bald die Oberhand über die Kelten, setzen sich selbst in England fest und verdrängen ihre einstigen Bundesgenossen immer mehr aus ihren eigenen Gebieten.

Um die Wende des 4. und 5. nachchristlichen Jahrhunderts, das heißt fast ein Jahrtausend nach dem Einfall in England, ist dieser Prozeß beendet, die Bretagne, „Armorika“, die „Seeumspülte“, wird zur letzten Zuflucht für die aus England flüchtenden Kelten.

Dort, wo mit felsiger, wild zerklüfteter Küste die westlichen Kaps des europäischen Festlandes dem Weltmeer ein Bollwerk errichten, wo Finistère, das „Ende der Erde“, einem gigantischen Kolosse gleich aus dem Atlantik emporsteigt, liegt heute die letzte schmale Festlandsheimat eines Volkes, das einst so mächtig über Europas altem Boden sich ausbreitete. Ein Wunderland aus Stein und Felsen, getürmt gleichsam gegen der Jahrhunderte Lauf, gab Armorika den Kelten die Zuflucht, an der sie noch heute mit ihrer ganzen Liebe hängen.

Die letzten Kelten, der kängliche Rest eines großen rein-



Die Druidensteine der Weihstätte von Carnac

erinnern noch heute an die große Vergangenheit der Kelten unter den Druiden, die ihrem Volk Priester, Wahrsager, Dichter und Führer zugleich waren.

stämmigen Volkes, haben ihre überkommenen Sitten und Gebräuche, ihre Sprache und ihre ewige Naturverbundenheit bis auf den heutigen Tag bewahrt. Heimattreue und Heimatglaube zeigen sich am hervorragendsten im keltischen Gemüt. Die alten Hünensteine, die sich in Kreisen und Geraden bauen, erinnern den Kelten immer wieder an die große Vergangenheit seines Volkes, da die Druiden als Priester, Wahrsager und Dichter, aber nicht zuletzt auch als Führer im Kriege den Kampf für ein freies Keltienland führten. Sie erinnern ihn an ein heiliges Brauchtum, das, aus vordenklichen Zeiten überliefert, noch heute im Lande lebendig ist. Sie, die den Druiden vor Jahrtausenden zur Erforschung der Wahrheit dienten, sind auch jetzt noch die Zeuger seiner Feste.

Wenn in der Zeit der Sommermonate die großen Ablassfeiern stattfinden, dann kommen die alten heidnischen Bräuche wieder zur Geltung. Zum Junifest versammelt sich das Volk bei den Druidensteinen. Die Jünglinge tragen an ihren Hüften grüne Ähren, die Mädchen am Busen Sträuße von Leinblüten, die sie bei ihrer Ankunft auf den Steinen niederlegen. Nach altem Glauben bleiben diese Sträuße so lange frisch, wie die Liebenden einander treu bleiben. Untreue macht sie schnell verwelken. Ein junger Bursch, der ein von blauen, grünen und weißen Bändern zusammengefügte Schleife trägt, ist der Patron des Festes. Blau, Grün und Weiß, die alten Farben der Druiden, stellen Friede, Treue und Keuschheit dar.

In der Nacht lodern die Flammen zwischen den felsigen Steinen empor. Feierlich zieht man zwölfmal den Kreis um die alten Heiligtümer. Greise legen Ringe von Steinen und

stellen Kessel auf, zu denen Kinder das Wasser tragen und mit Metallstückchen die Zukunft erfragen. Aus schwachen Rohrstäbchen zaubern sie dabei eine Art von Musik, zu deren Tönen alte Legenden gesungen werden.

Wie beim Junifeste, so haben sich auch bei den Hochzeiten die alten Sitten erhalten. Gleich wie bei unseren Vorfahren, so spielt auch in Armorika der Brautwerber eine bedeutende Rolle. Wenn er von Brautmutter und Braut das Jawort erhalten hat, wird der Verspruch gefeiert, und die Vorbereitungen zur Hochzeit beginnen. Der Brautwerber versieht jetzt das Amt des Hochzeitsbitters. In Gesellschaft eines der nächsten Verwandten des Bräutigams geht er von Haus zu Haus und sagt, nachdem er dreimal an die Tür geklopft hat, seine Einladung in Versen her. Im Hochzeitshaus erwartet er mit Brautvater und Braut den Bräutigam. Erscheint dieser, so übergibt er ihm einen Pferde Riemen, den der Bräutigam durch den Gürtel seiner Braut zieht, als Zeichen der Bindung und des Besitzes. Der Brautvater legt die rechte Hand der Braut in die des Bräutigams und gibt ihnen die Ringe. Die Brautleute schwören einander auf Erden so eng vereint zu bleiben, wie der Ring mit dem Finger. Hierauf treten Braut und Bräutigam, Brautführer und die ganze Sippe vors Haus. Der Brautführer nimmt die Braut in die Arme, hebt sie hinter dem Bräutigam aufs Pferd, und im Galopp geht's nach der Kirche. Schon die alten Vorden der Kelten feierten auf ähnliche Weise die Hochzeit, und bis ins 14. Jahrhundert hatten sie das Recht, die Ehen gültig einzusegnen.



Festliche Frauentrachten an der Westküste der Bretagne.

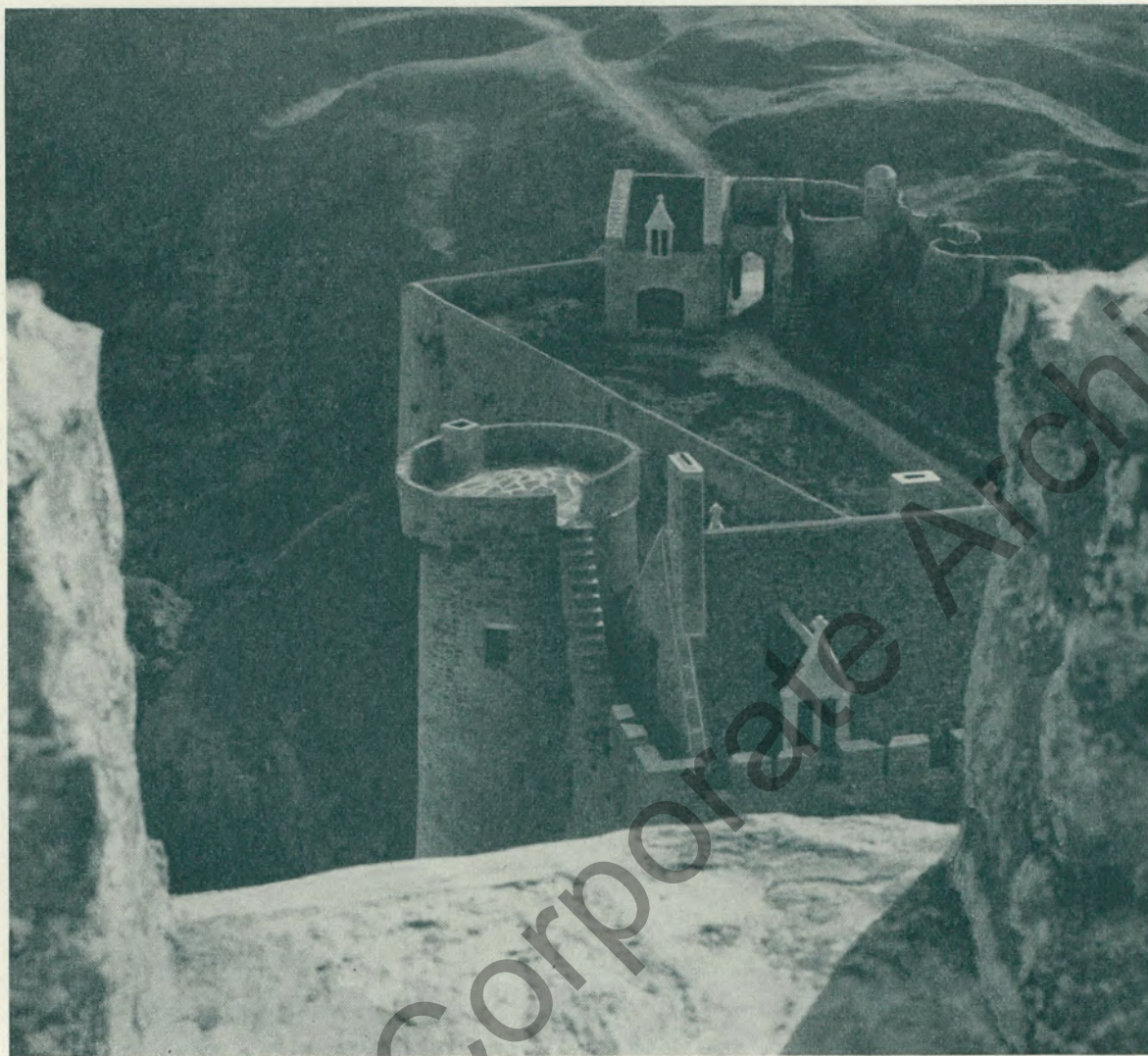
Die duftigen, fein gearbeiteten Kopfschalen und die großen, reich bestickten Tücher bilden den schönsten Schmuck der Frauen bei den jährlichen Volksfesten.

Am Tage nach der Hochzeit beginnt das Fest der Armen. In Scharen erscheinen die Bettler und Notleidenden. Hof und Tenne sind voll. Man bietet ihnen die Reste des Hochzeitsmahles. Zuletzt tanzt das junge Paar mit ihnen gemeinsam den Ehrentanz.

Uralt, wie die Gebräuche in den Tagen des Frohsinns und der Lebensfreude, ist auch das Brauchtum in den Tagen der Trauer. Am Allerheiligenabend erfüllt die Menge den Kirchhof, um an den Gräbern der Toten in stiller Trauer ihre An-

dacht zu verrichten. Dabei gießt man Milch oder Wasser je nach dem Ortsgebrauch auf Grab und Leichenstein. Die ehrwürdige Sitte des Trankopfers scheint ihre Auferstehung zu feiern.

In dieser Nacht der Toten wird in keiner Haushaltung das Tischtuch vom Tische genommen, noch das Essen abgetragen, denn die Seelen der Hingeschiedenen kommen und nehmen ihren Teil. Auch das Feuer auf dem Herde wird nicht gelöscht, es dient den Verbliebenen als Wärmestoff.



Wächter der Bretagne.

Eine der großartigsten mittelalterlichen Burgen, die seit Jahrhunderten Wächter der Bretagne sind, ist Fougères mit seinen dreizehn Türmen, von denen jeder einer anderen Bauzeit angehört.

Das Meer, das dräuende, wilde Meer, ist der große Wohltäter Armorikas seit undenklichen Zeiten. Es schickt dem Lande die Feuchtigkeit, es schickt ihm im Golfstrom die milde Wärme, es gibt ihm den Reichtum des Ackers. Noch immer wie vor vielen Hunderten von Jahren lebt der heutige Bretoner der Küste vom Fischfang.

Bis nach Neufundland und Island zieht der keltische Fischer mit seinen schnellen kleinen Schiffen hinaus, um den Kabeljau zu fangen. Die Kelten Armorikas sind ein Volk der Seefahrer geblieben. Zähigkeit, Mut und Entfagung haben es gestählt, lebenskräftig gemacht und erhalten bis auf den heutigen Tag.

Und nun die Heimat dieses Volkes selbst. Landschaftlich ist wohl die Westküste des Finistère, der letzte Ausläufer des europäischen Festlandes vor dem Atlantik, als Meisterstück der Natur anzusprechen. Tief dringt das Meer zwischen den Klippen, die grandiosen Steinruinen gleich über die See hinausragen, ins Land. Zu Phantasiegebilden türmen sich die ziegelroten Felsen, die Riesenfäuste einst aufgetürmt zu haben scheinen. Je weiter sich die Küste nach Norden, dem Kanal zuwendet, um so zerklüfteter wird sie. Im Kap Frehel erreicht sie ihren Höhepunkt.

Die Südküste ist ein heiteres, sonniges Gestade, zwar nicht weniger grotesk in der Zerrissenheit seiner Felsen, aber anmutiger im ganzen, der rauhen Wildheit des Nordens entbehrend. Deutlich drückt sich dieser unterschiedliche Charakter

der Landschaft in der altüberkommenen Tracht ihrer Bewohner aus. An der Westküste tragen die Männer blaue Jacken mit weißen Knöpfen, und die Frauen lassen von ihren ägyptischen Fischhauben bunte Seidenbänder flattern. Im Norden tragen die Frauen die Hummerschwanzhauben mit Echeren und tief herabhängendem Schwanz — steif und gewichtig, wie der Charakter ihres Landes. Im Süden werden die Trachten immer farbenfreudiger und bunter. Die Nieder zeigen üppige Goldwirkereien; Bischofsmützen bedecken die Häupter der Schönen, orangefarbene Stickereien zieren die Kleider. Eine Symphonie von Farben scheint hier den sonnigen, fröhlichen Charakter des Landes noch zu unterstreichen.

Im Innern des Landes löst sich die Strenge der Natur in Lieblichkeit auf. Aus dem alten Steinland an felsiger Küste wird eine grüne Idylle. Zwischen üppig belaubten Hügeln und prächtigen Baumalleen liegt Quimper, das Zentrum des südlichen Finistère, die Hauptstadt des Landes. Von Quimper gen Süden nach Vannes, der alten Feste, vor der einst Cäsars erobereungslustige Legionen lagen, bis gen Nantes an der Loire und wieder nach Norden und Osten, wo die mittelalterlichen Burgen von Vitré und Fougères als Wächter das Land beschützen, bis zum hohen Norden, wo St. Malo wie eine uneinnehmbare Festung auf hohem Granitfelsen thront — das ist die Bretagne, das Land der Kelten, die letzte Zuflucht ihrer Rasse auf dem Kontinent.



Veräldegarie Wien.

Streit des Faschings mit dem Fasten.
Gemälde von Pieter Brueghel d. Ä. (1525 bis 1569).

Vom Ursinn der Fastnacht.

Ein kulturhistorischer Streifzug von U. Th. Fischer.

Währlich, ehe der Winter zur Neige geht, an der Wende des Frühjahrs, fordern die Fastnachtstage ihr Recht. Ganz gleich, ob wir selbst mehr oder minder dazu geneigt sind, dem Drang nach Übermut und Ausgelassenheit zu folgen — eins wissen wir: In manchen Gegenden lassen sich die „follen Tage“ nicht kenneu. In mancherlei Ländern halten sie klingenden Einzug, erwecken überschäumende Lebensfreude, fordern unbeschwerren Frohsinn und tauchen die Alltäglichkeit in ihr buntes, reizvolles Bild der Verwandlung. Wir sind daran gewöhnt, den Karneval als Fest mit Glanz und Farbigkeit, mit Mumien- und Maskenspiel zu kennen, und fragen nicht nach Sinn und Überlieferung.

Und doch ist Fastnachtsbrauch ein altes Völkergut, dessen Ursprung über Länder und Meere weist und dessen tieferer Sinn im Urgefühl und Urverhalten der Naturvölker verborgen liegt. Angst vor vernichtenden Naturgewalten, Ehrfurcht vor dem Nichterkennbaren und das unbewußte Verharren in ihrer seltsamen Vorstellungswelt entspannt sich bei den primitiven Stämmen dann einmal in einem alle Sinne aufreizenden Gebaren von ungeheurer Lebendigkeit, dessen Abwandlung oder richtiger: Abkehr unser Karneval ist, der in seiner heutigen Form nicht mehr als hundert Jahre besteht.

Das schriftdeutsche Wort „Fastnacht“ wird von den Etymologen und Germanisten viel umstritten. In der einschlägigen Literatur liest man meist, daß Fastnacht eben Fasten-Nacht bedeute. Man verweist auf das mittelhochdeutsche „vasnacht“

oder „vasenacht“. In der Volkssprache gibt es ferner die Bezeichnungen „Fasnet“, „Fosanocht“, „Faselnacht“ usw. Das aus dem mittelhochdeutschen „vasen“ abgeleitete Wort „faseln“, auch „fasseln“, bedeutet: gedeihen, fortpflanzen, vermehren. Erinnerung sei an das Sprichwort: „Unrecht Gut faselt (= gedeihet) nicht.“ Daneben gibt es noch eine dritte Auslegung: daß Faselnacht soviel wie Schwarmnacht bedeutet, und im altdeutschen Wettersegen wird der Gott des Windes „Fasolt“ genannt.

Alle diese mundartlichen Wortformen enthüllen uns den Ursinn der Fastnacht und widersprechen der Annahme, daß die kirchengesetzlichen Fasten darauf zu beziehen seien. Wenden wir uns den allegorischen Gestalten und Handlungen des ältesten Fastnachtsbrauchtums zu, so finden wir darin immer wieder den Kampf des Frühlings mit dem Winter, den Kampf zwischen Tod und Leben und — als ewigen Tribut — den Fruchtbarkeitsgedanken versinnbildlicht. Das gesamte Fastnachtsbrauchstum ist seinem Ursinn nach analog einem Frühlingstfest zur Förderung der Fruchtbarkeit. Volkstumsforscher haben festgestellt, daß manche Riten und kultische Handlungen primitiver Stämme in Indien, Amerika, Japan unseren Fastnachtsitten ähneln. (Die Kassel gilt zum Beispiel als Symbol der mexikanischen Fruchtbarkeitsdämonen und wird beim Frühlingstfest gebraucht.) Die fastnachtlichen Gestalten, ihre mimische Gebärde bringen in unererschöpflicher Vielfalt das Erlebnis der des Wachstums harrenden Natur und ihre Einwirkung auf



Die „Herr“
vom
Zimster Schemenlaufen.

Lichtbild: Hans Kestlaff.

einiges aus der bunten Fülle der alten deutschen Volksfasnacht herausgegriffen.

Ohne Verkleidung und Verwandlung ist keine volkstümliche Fasnacht denkbar. Man verwandelt sich in den, dessen Kleider man trägt. Hier sei an das Sprichwort erinnert: „Ich möchte nicht in deiner Haut (= Kleid) stecken!“ Aus Furcht vor den bösen Geistern hüllten unsere Altvorderen sich in deren Masken, von denen sie sich eine bestimmte Vorstellung machten. Auf diese Weise hofften sie, Gewalt über das Böse, Vernichtende zu gewinnen und die Schwarmgeister der Faselnacht zu bannen. Die Seelen Verstorbener geistern durch die Nächte, in der Vermummung bekämpfen sich Wachstum und Verfall, Tod und Leben. Immer wieder wird es in wilden Maskeraden gefordert: das Leben, die Fruchtbarkeit, in mimischer Gebärde, im Tanzen und Brüllen, im Schreiten und Springen, in Leidenschaft und Lust. Wir begegnen dieser kultischen Fruchtbarkeitsbehandlung heute noch in der Altwelberfasnacht, dem „dicken, fetten Donnerstag“, der manchenorts auch „schmutziger Donnerstag“ genannt wird. Dann ziehen in den

den Menschen zum Ausdruck. Scheingefechte, Waffentänze und Ritterspiele stellen den Sieg des Frühlings über den Winter dar. In diesem Sinne ist auch das feierliche Begraben des Hoppeditz (= der Winter ist um) zu verstehen.

Ein schöner, tiefer Sinn der Fasnacht erschließt sich uns damit. Der naturverbundene Mensch bekennt sich in lebensbefähigender Weise zur „Mutter Erde“, er fühlt sich ein in die weise Ordnung der Natur, die seine Ewigkeit bedeutet. Fern der Zivilisation der großen Städte konnte sich dieses gehaltvolle Fasnachtstrauchtum am ursprünglichsten bewahren. Auf dem stillen Land und in den kleinen Städten, wo die Landschaft noch spürbar ist, lebt und webt es in vielfältigen Abwandlungen durch die Jahrhunderte fort.

Die Erforschung und Deutung der verschiedenen Fasnachtssitten in den einzelnen Landstrichen ist ein mühevolleres, aber auch lohnendes Studium. Im Rahmen dieses Aufsatzes sei nur

ländlichen Gegenden die Frauen von Tür zu Tür, sammeln Lebensmittel und Geld. Im Kreis Aidenau ist es Sitte, daß die jüngstverheiratete der Frauen eine Puppe im Korb mitführt. Nach beendeter Sammlung kommen die „Wiber“ in einer Stube zusammen und tun sich gütlich an Kaffee und Kuchen. Anderswo wird auf Welberfasnacht die prächtigste Eiche aus dem Wald geholt. Die Frauen teilen sich den Erlös des verkauften Baumes oder verschmausen den Gewinn. Während früher im Kölnischen und am Niederrhein die Burschen mit gepußten Pferden und karnevalistischen Abzeichen vor die Häuser heiratsfähiger Dorfschönen ritten und das Fasnachtlied sangen, wonach die Mädchen die Halfter des Pferdes mit langen, bunten Bändern schmückten, ziehen heute die Jungen gabenheischend mit dem „Rummelspott“ umher und singen: „Fasfelovend met Gott, da rommelt de Pott, dann klenken de Ketels, dann darsen die Mädjes, dann suppert

Der „Truger“,
eine Figur aus dem Huttlerlaufen
in Thaur.

Lichtbild: Hans Keglaff.

der Rock, hop, hop!“ Bekannt ist der
Rehrein: „Loſ os net te lang he stohn,
mer modde Hüſke widder gohn!“

In Niedersachsen ist es üblich, die
Frauen und Mädchen mit Birken-
ruten oder Zweigen der nie ver-
dorrenden Stecheiche zu schlagen.
Man nennt das „fuen“, „fudeln“
oder „futteln“. Auf dieselbe Sitte
stoßen wir in einem alten Düssel-
dorfer Martinslied:

„Zint Mäte, Zint Mäte!
Die Kälwer hant lange Stäte.
Die Jonges sind Kabaue,
Die wolle die Weiter haue!“

(Die wollen die Weiber hauen!)

In beiden Fällen — auch das
Martinsfest wurzelt in der altgerma-
nischen Mythologie — soll durch das
Schlagen mit der „Lebensrute“ den
Frauen und Mädchen die Fruchtbar-
keit des Baumes übermittelt werden.

Eine althistorische Fastnachtser-
scheinung ist das Narrenschiff. Wir
finden es erstmalig erwähnt in der
von einem Mönch Rudolf stammen-
den Chronik von St. Trond aus dem
Jahre 1133. Zum Beginn des Früh-
jahrs, so berichtet der Mönch, habe
ein Bauer ein auf Rädern gehendes
Schiff gebaut, das im Vorfrühling
von Webern über Aachen, Maas-
tricht, Tongern, Looz, St. Trond nach Léau gefahren und über-
all mit Musik, Lärm und Tanz umjubelt wurde. Es kann sein,
daß das Herumfahren des Schiffes zu Beginn des Früh-
lings die Wiedereröffnung der Schifffahrt auf den eisfreien
Flüssen ankündigen sollte. Vielfach wurde die Meinung ver-
treten, es handle sich bei diesem Brauch um eine Nachahmung
des Isis navigium, der Weihe eines Schiffes an die Göttin
Isis. Eher ist anzunehmen, daß die Sitte auf den germanischen
Herthuskult zurückgeht. Jedenfalls ist das Vorkommen
schiffsähnlicher Wagen schon im 14. und 15. Jahrhundert in
Italien, Frankreich, in Süddeutschland und Flandern geschicht-
lich nachgewiesen, und des Satirikers Sebastian Brants
Narrenschiff beweist das ebenfalls. Das Wort „Karneval“
soll übrigens von carrus navalis = Schiffswagen abzuleiten
sein. Andererseits ist man der Meinung, daß Karneval aus
carne vale = Fleisch, leb wohl! entstanden sei. Es lohnt nicht,

darüber zu streiten, welcher „Beweis“ hier der ‚sicherste‘ sei.
Das eine aber steht fest: Wie die Sinndeutung des Wortes
Fastnacht in dem viel gehaltvolleren „Faselnacht“ beruht und,
wie an Beispielen gezeigt wurde, das Brauchtum der Fastnacht
auf den heidnisch-germanischen Ursprung zurückzuführen ist, so
wird auch der carrus navalis mit diesem Frühlingsest in Ver-
bindung zu bringen sein. Daneben hat auch die Zeichnung
carne vale ihren Sinn. Viele Beispiele ließen sich noch an-
führen, um zu bekunden, wie innig die Menschen sich früher in
den Kreislauf der Natur einbezogen fühlten, wie sie auf die
unirdischen Stimmen zu lauschen verstanden, und welche Mittel
ihre Phantasie erfand, den Dämonen zu trotzen, wie gemein-
schaftlich sie im Kampf gegen die bösen Geister vorgingen.
Oft irrte die Pest in einer Maske umher, verbargen sich Not
und Tod hinter der Mummerei, um nach dem Leben zu
heischen. Doch es gab auch viele freudige Fastnächte, an



Schantlemaske
aus
Kottweil a. N.

Lichtbild: Hans Kraglaff.

und werfen Konfetti, und alles dies aus Freude am „Unsinn“. Interessant ist es aber, daß die von uns nur zum Lärmen gebrauchten „Instrumente“ bei verschiedenen primitiven Stämmen Amerikas als Sinnbild des Donners galten. So werden die Schellen, die Schnarre und die Karbatsche von unseren Vorfahren in dem dumpfen Naturgefühl gebraucht worden sein, damit das Böse zu bannen und den Sieg des Lebens, der Fruchtbarkeit zu feiern.

Obschon es mit Eifer widerlegt worden ist, dürfte die Fastnacht sich doch nicht frei von den Einflüssen der römischen Saturnalien entwickelt haben. Auf jenem altrömischen Winterfest, zur Erinnerung an das goldene Zeitalter unter der Herrschaft des Saturnus, bildete der Rollentausch (Verwandlung) der Herren und Sklaven den wesentlichen Teil des Festes. Eine Fortsetzung der Saturnalien ist das Narrenfest der Kirche, das bis zum 16. Jahrhundert, wenn nicht noch später, in Frankreich, England (und Spanien, in Köln

sogar bis ins 17., in Mainz bis ins 18. Jahrhundert gefeiert wurde. Daneben bestand seit dem 14. Jahrhundert in den genannten Ländern die Fastnacht.

Kein Volk kann den Karneval als sein ureigenes Fest bezeichnen. Er hat sich, wie anfangs gesagt wurde, aus dem Urgefühl und Urverhalten der verschiedensten Stämme heraus entwickelt und ist erst in seiner bodenverwurzelten Eigenart, dort, wo er Ausdruck der kultischen Seele eines Volkes ist, zum Heimatfest geworden. Wir haben es verlernt, den Mythos der Volksfastnacht zu begreifen. Aber wo er noch durch altes Brauchtum schringt, ist er ein kostbarer Schatz völkischer Kraft. Der schon einmal zitierte H.E. Busse sagt von diesem „wilden Fest“ der Fastnacht, daß es „wohl eines der empfindlichsten Instrumente der Volksseele je gewesen sei“; es war der Schrei der nach Befreiung und Lebenserneuerung hungernden Menschenseele.

denen die Volksseele die Lieder ihrer Landschaft sang, auf denen in Licht und Ordnung sich das festnachtsfrohe Volk des Laßens freute. Hermann Erich Busse schildert in seiner „Wannauischen Fastnacht“ den köstlichen „Narro“, den weißen Narren, der nicht ausgestorben ist, der heute noch auf Fastnachten in Überlingen, Konstanz, Billingen, Gzech, Kottweil usw. durch die Straßen geistert und in den Gasthäusern spukt. „Der Stadtnarr, der Fastnacht feiert“, so sagt Busse, „schließt alle Jahr in ein anderes Kostüm; der Narro dagegen, der Volksfastnacht feiert in den großen Dörfern und den kleinen Städten des Wannengebietes, in der Südwestnarr unseres Reiches, trägt alle Jahr seine gleiche Tracht, rüft seine alten Sprüche aus . . . und nimmt sein altererbtes närrisches Gerät zum Lärmen und Strafen mit.“

Schon im 15. Jahrhundert finden wir die Blechen und Schellen am Narrergewand. Wir schlagen mit der Pritsche

Die
Laufenburger Narronia.

Die einzige weibliche Maske
im
Laufenburger Narrentreiben.

Lichtbild: Hans Kesslaff.

Wie die Naturvölker keinen Unterschied kannten zwischen vegetativem und animalischem Fruchtbarkeitszauber, so erging es den späteren Kulturvölkern mit den Fastnachtsbräuchen. Auf diese Weise erklären sich die vielen Klagen der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit über das „sündhafte“ Fastnachtstreiben in frühester Zeit. Vielleicht übersah man schon damals den naturhaften Zusammenhang der Fastnachtsitten, deren Auswüchse hier nicht verherrlicht werden sollen, die jedoch der elementaren Menschenseele, die sie ausübte, wohl kaum zum Bewußtsein gekommen sein dürften. Es ist klar, daß wir zu dem „wildem“ Naturleben nicht zurückkehren wollen und dies auch gar nicht könnten, jedoch sollten wir das wirklich Sinnvolle und darum ewig Gültige der versunkenen Volksfastnacht in unserem Karneval wieder aufleben lassen. Die Seele eines Volkes erkennt man an den Festen, die lebendiger Ausdruck seiner feierabendlichen Stunden sind. Wie ursprünglich und erdverbunden, wie sinnvoll und wie lustig feiern die Alemannen ihre Volksfastnachten, und wie urwüchsig sind ihre Masken: der Oberndorfer Schantle, das Markdorfer Hänsele, der Elzacher Schuddig, und wie sie alle heißen mögen, die köstlichen, kostbaren Fastnachtsoriginals dieses frisch-natürlichen Menschenschlages!

Ein besonderer Abschnitt sei der rheinischen Fastnacht eingeräumt. Wie aus der schon erwähnten Chronik von St. Trond aus dem Jahre 1133 zu entnehmen ist, wurde in der Landschaft von Düren bis Aachen in frühester Zeit ein der Fastnacht ähnlicher Frühlingskult geübt. Im Jahre 1381 stiftete Graf Adolf II. von der Mark den Klever Beckenorden, in dem die späteren Beckenorden und Narrengesellschaften ihren Ursprung haben. Viel Schule machte auch die Dülfener Narrenakademie oder „erleuchtete Monduniversität und berittene Akademie der Künste und Wissenschaften“, die Goethe zum Ehrendoktor ernannte, eine „Würde“, die der größte



deutsche Dichtersfürst jedoch mit Schweigen hingenommen haben soll. Nachrichten aus ältester Zeit besagen, daß der Mummenschanz im Rheinland von jeher gepflegt worden ist, und daß man schon damals sich vielfach nur verkleidet um des ausgelassenen Spieles willen. Auch das Wegtragen des Todes finden wir in den alten rheinischen Karnevalsritten. Der durch eine Puppe, einen Strohmaß dargestellte Vegetationsgeist — am Rhein und in der Dürener Gegend hat sich der „Nebbä“ bis heute erhalten — wurde für alle Mißgeschicke und Unannehmlichkeiten des vergangenen Jahres zur Rechenschaft gezogen. Kläger, Verteidiger und Richter trafen auf. Aus dieser Sitte, die begleitet war von witzigen Einfällen und humorvollen Spottversen seitens der Dorfbewohner, haben sich die sogenannten „Burschenverbände“ entwickelt, und hieraus wiederum dürften sowohl die mittelalterlichen Fastnachtsspiele als auch der moderne Brauch des Büttentanzens abzu-



Nach einem Gemälde von J. F. Rousseau.

Lichtbild: Haus der Rheinischen Heimat.

Maskenball im Kurfürstlichen Hoftheater in Bonn
um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

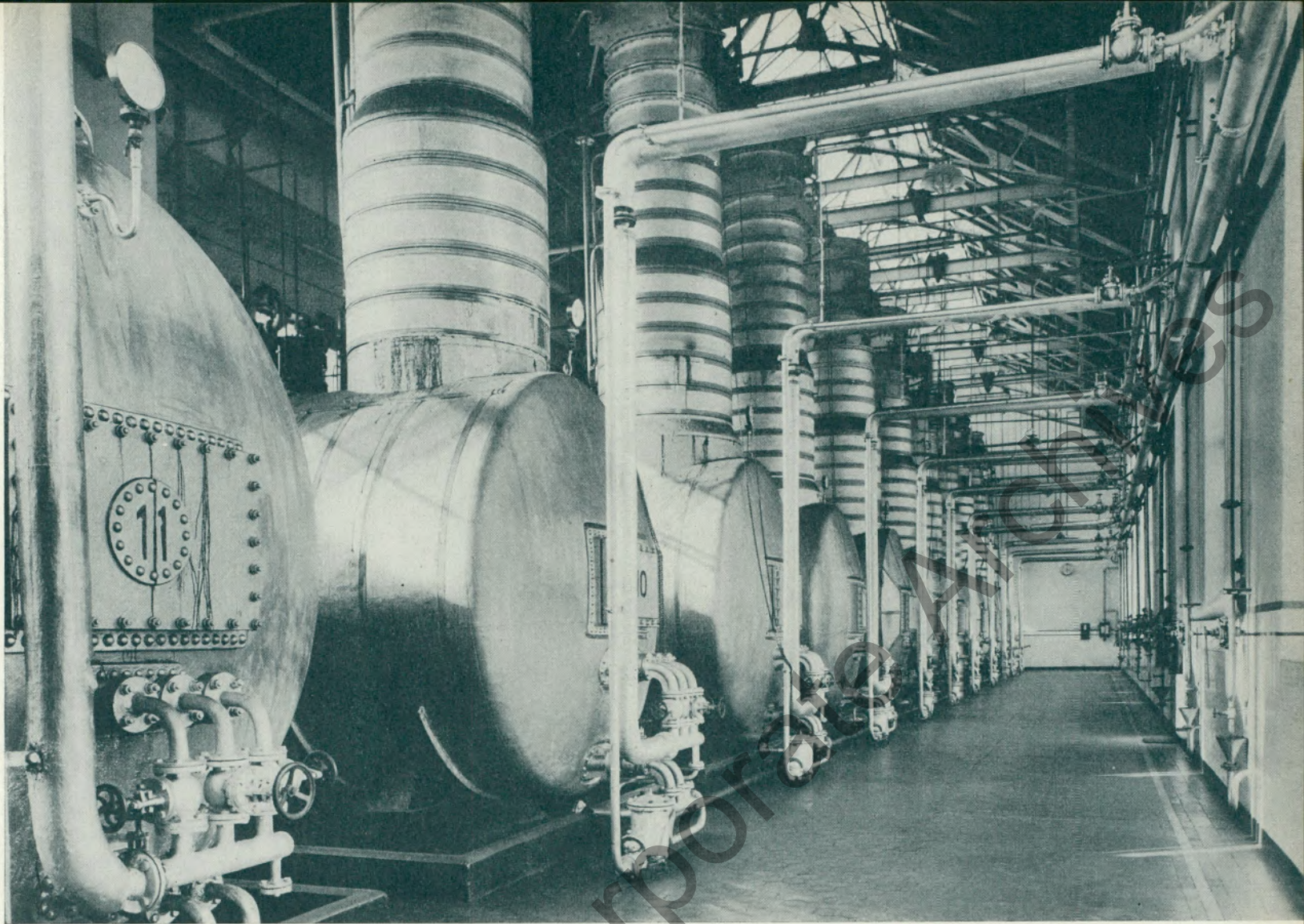
leiten sein. Der Tanz, der ewige Tanz, eroberte sich auch das Frühlingsfest der Fastnacht. Erwähnt seien die „Wildemannsläufe“ bei den Alemannen, die daran erinnern, daß das Fastnachtstreiben ursprünglich — in manchen Gegenden wird es heute noch so gehalten — eine rein männliche Angelegenheit war. Große Volkstümlichkeit erlangten die Waffentänze der Zünfte. Geradezu berühmt waren die Düsseldorfer Schwerttänzer. Welche „Ehre“ sie genossen, geht aus einer Landrentmeistereirechnung des Jahres 1698 hervor. Darin heißt es: „Denen samelichen Schwerttänzere zur gewöhnlichen Fastnachts Ver Ehrung . . . 5 Rthr.“ Die Herzöge von Berg und Kurfürsten von der Pfalz, als lebenslustige Landesherren nicht minder bekannt denn als tüchtige Regenten, verbrachten die Fastnachtszeit regelmäßig in ihrer Residenz zu Düsseldorf. Mit dem gesamten Hofstaat fanden sich zahlreiche Gäste auf dem Schloß am Niederrhein ein. Lau berichtet in seiner Geschichte der Stadt Düsseldorf: „Ein später Nachklang alter Zeit ist es, wenn noch 1697 Schwerttänzer aus der Bürgerschaft beim Karneval vor dem Hofe ihre Kunstfertigkeit zeigten.“ Doch auch in anderen Städten tauchten Schwerttänzer als lokalhistorische Gruppe auf, und in Überlingen gibt es heute noch den „Schwertlesanz“. Ebenso werden in einer Urkunde aus Köln 1487 Schwerttänzer erwähnt.

Wie sehr mit der Fastnachtszeit ein gutes und reichliches Schmausen von jeher verbunden wird — auch die alten Germanen opferten nicht nur den Göttern —, beweist ein Schrei-

ben des Herzogs Gerhard vom 31. Januar 1440 an die Zollbeamten, die Vorbereitungen für eine Fastnachtsabendgesellschaft auf dem Düsseldorfer Schloß in die Wege zu leiten.

Zur Zeit der schönen Jakob von Baden (16. Jahrhundert) und des letzten großen Barockfürsten am Düsseldorfer Hofe, jenes vollstümlichen „Jan Wellem“, soll Düsseldorf ein Dorado des Mummenschanzes und der Fastnachtsspiele gewesen sein. Der französische Kavaller Blainville berichtete 1705 brieflich, am Hofe zu Düsseldorf hätten täglich abwechselnd „Bälle, Opere, Komödie, Musikkonzerte, Freudenfeste“ stattgefunden und „alles“ sei „herrlich“ gewesen. Das Beispiel der hohen Landesfürsten färbte auf die zunächst nur Zuschauer spielenden Bürger ab, bis unter der französischen Fremdherrschaft der Glanz des höfischen Karnevals verblaßte und auch die kleinen, bescheidenen Fastnachtsfeiern des Volkes nur im verborgenen „erlaubt“ waren. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstand die alte Fastnachtspracht der einstigen Residenz im neuen Glanz des Künstlerkarnevals, und der Fuhm der Maskenredouten drang in manches Land.

Schon im 15. Jahrhundert haben der Mummenschanz der Bürger und das Maskentreiben in den Straßen Kölns zu strengen Ratsverordnungen geführt. Doch auszuroffen war das „tolle Spiel“ dieses immer frischen Menschenschlages nicht, und der alte Narr „Bellejeck“ behauptet heute noch sein Recht im Karneval der fideken Colonia.



Lichtbild: Kartofka.

Benzolreinigungsanlage der Zeche „Adolf von Hansemann“
(Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G.—Vereinigte Stahlwerke A.-G.)

„Nur eine Luftblase . . .“

Zum Ergebnis des Dr.-Lodt-Preiswettbewerbs für das beste technische Hörspiel.

Viele unserer Leser werden sich noch der über den Reichsfender Köln ergangenen Aufforderung Dr. Lodts zur Beteiligung an einem Hörspielwettbewerb erinnern. Gar mancher wird damals insgeheim mit dem Gedanken gespielt haben: Sollte ich nicht wenigstens einmal versuchen . . .? Und dann blieb es bei dem Gedanken, sei es, daß der Alltag sein Recht forderte und keine Zeit zur geistigen und seelischen Konzentration ließ, oder daß man sich der Aufgabe nicht gewachsen glaubte, da man sich unter einem „Hörspieldichter“ eine besonders begnadete Gattung Mensch vorstellte.

Nun, die Entscheidung ist inzwischen gefallen, und den ersten Preis erhielt kein Dichter und kein Schriftsteller, sondern — ein Techniker. Daß der Preisträger überdies nicht nur ein „Stahlwerker“, also einer aus unserer Mitte ist, sondern als langjähriger Mitarbeiter an unserer Zeitschrift in enger Beziehung zum „Werk“ steht, erfüllt uns mit besonderer Freude. Unser Glückwunsch an W. G. A. Sandkühler, Wärmeingenieur der Zeche „Minister Stein“ der Gelsenkirchener Bergwerks-A.G. (Vereinigte Stahlwerke A.-G.), zu dem Erfolg, den er mit seiner Arbeit „Nur eine Luftblase . . .“ alltägliches Hörspiel aus dem Wertagebetrieb einer westfälischen Großzeche errungen hat, ist entsprechend herzlich.

Sandkühler hat uns auf unsere Bitte einige „Gedanken über das technische Hörspiel“ zur Alleinveröffentlichung zur Verfügung gestellt, die wir nachstehend einem vorhergehenden Überblick von Josef Greiner über das Ergebnis des Dr.-Lodt-Preiswettbewerbs folgen lassen.

Im Juni des vergangenen Jahres hatte Generalinspektor Dr. Lodt gemeinsam mit dem Intendanten des Reichsfenders Köln erstmalig ein Preiswettbewerb zur Erlangung von Hörspielen aus dem Arbeitsgebiet der Technik erlassen, um auf diesem Wege wirklich gute technische Hörspiele zu erhalten.

Der Techniker galt einst zu Unrecht als ein Mensch, der sich nur im materiellen Denken bewegt. Das war die engstirnige Auffassung einer hinter uns liegenden Zeitstufe vom technischen Beruf. Wir sehen den Techniker als aktiv handelnden

Menschen, der große Aufgaben für sein Volk zu lösen hat, oft hart um die Lösungen kämpft, manchmal in diesem Kampf unterliegt und dadurch auch zum sieghaftesten Erfolg gelangt.

Dieses schicksalhafte Schaffen und Denken des Ingenieurs zu schildern, um Verständnis für das technische Schaffen zu erzielen, war eine der Aufgaben, die mit dem Preiswettbewerb um technische Hörspiele verfolgt wurde. Daneben sollte der großen Zahl von Rundfunkhörern das technische Schaffen nähergebracht werden.

Es sollte ihnen zeigen, daß die technischen Menschen keinesfalls nur in Zahlen und Formeln denken und handeln können, sondern im Kampf um die Leistungen ringen wie jeder ernsthafte Mensch.

Gerade das Hörspiel ist besonders geeignet, diesen beiden Gedanken der Aufklärung über technisches Denken und Schaffen größere Verbreitung zu geben. Die technischen Mittel, die dies ermöglichen, entsprechen in ihrer Natur den Forderungen unserer Zeit, Volk und Kunst in eine enge Berührung zu bringen.

Welch großes Echo das Preisausschreiben ausgelöst hat, bewiesen die rund fünfhundert Einsendungen aus allen Teilen des Reiches. Dichter, Schriftsteller, Journalisten, Ingenieure, Chemiker, Betriebsführer, Arbeiter und daneben auch viele andere, die sonst nur selten zur Feder greifen, setzten sich in ihren Einsendungen mit der Technik und ihrer Stellung zu Volk und Welt auseinander. Vielfach spiegelt sich in den Hörspielen das tragische Eigenerlebnis der Arbeitslosigkeit wider, das den deutschen Menschen aufs tiefste erschütterte und ihn zum Teil heute noch, wenn auch ganz unbegründet, in seinem Bann hält. So kam es, daß von vielen das Thema „Mensch und Maschine“ nicht etwa von der technopolitischen, sondern von der wirtschafts- und sozialpolitischen Seite aus angepackt wurde. Auch die Frage, ob die Technik für die Arbeitslosigkeit verantwortlich zu machen sei, wurde häufig gestellt. Alle diese Arbeiten mußten ausgeschaltet werden, weil sie den Bedingungen des Preisausschreibens nicht entsprachen. So verblieben rund hundert Arbeiten als vorwiegend biographisch geschichtliche Hörfolgen, zum Beispiel über Rudolf Diesel, James Watt, Karl Benz, Kaplan (den Erfinder der Kaplan-Turbine), W. Bauer (den Erfinder des U-Bootes), Madersperger (Erfinder der Nähmaschine), Bessemer und seinen Stahlprozeß, Lillenthal, Simon Dhm, Reis, Röntgen und auch über Käte Paulus, die erste Fallschirmabspringerin.

Ganz im Gegensatz dazu stehen fünfzehn reine Hörspiele, die nach Form, Inhalt und Gestaltung den Wettbewerbsbedingungen voll entsprachen. Dieses Gesamtergebnis darf

als durchaus erfreulich bezeichnet werden. Was Generalinspektor Dr. Todt und der Intendant des Reichsfenders Köln, Dr. Winkelkemper, mit diesem ersten Versuch erzielen wollten, wurde tatsächlich erreicht. Angenehm überrascht waren die Preisrichter vom Hauptamt für Technik und vom Reichsfender Köln, daß der einstimmig gewählte Träger des ersten Preises nicht etwa ein Journalist, Berufsschriftsteller oder Hörspieldichter, sondern ein Ingenieur ist.

Erfreulich gutes Ergebnis.

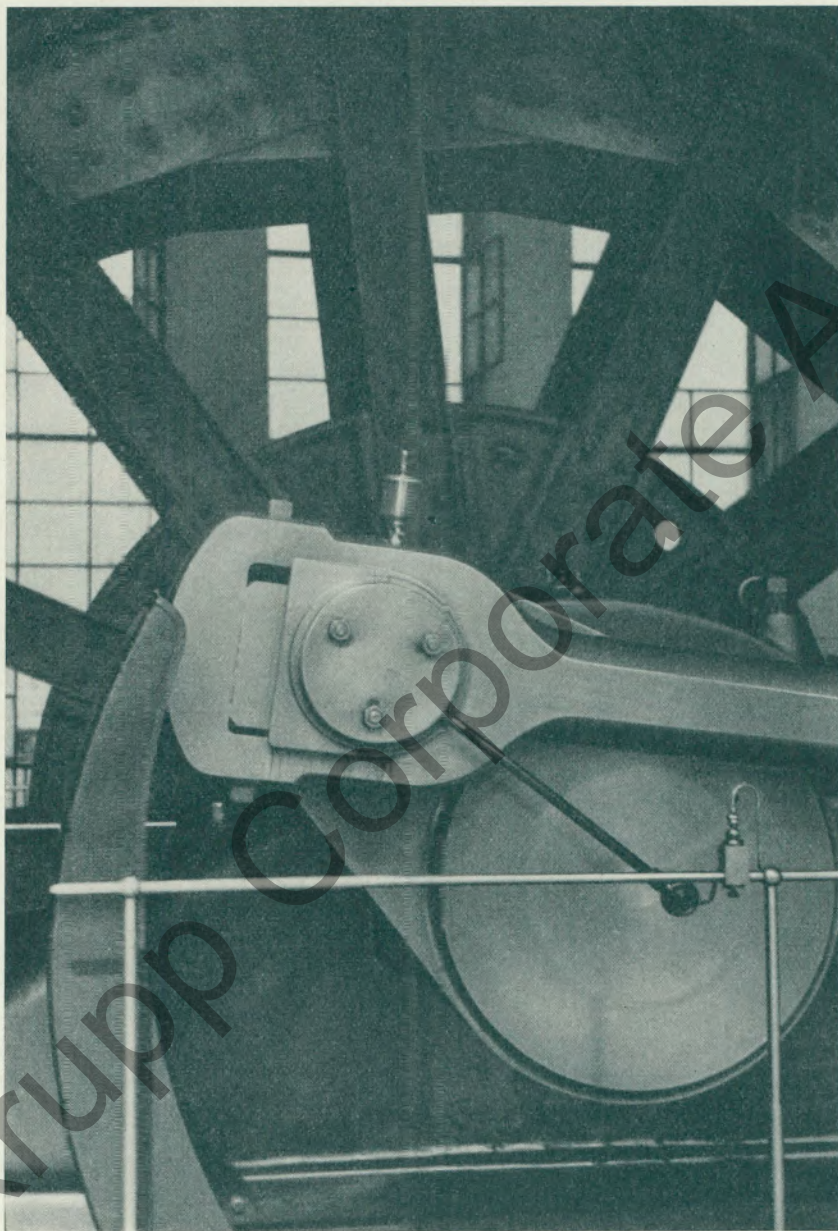
Da eine überragende dichterische Leistung fehlte, entschloß sich das Preisgericht zur Aufteilung des Lausender Reichsmark-Preises.

Der Ia-Preis fiel auf das Hörspiel „Nur eine Luftblase...“ des Dortmunder Ingenieurs Sandkühler und der Ib-Preis auf das Hörspiel „Kameraden“ an den Schriftsteller Karl Kanig aus Geislingen (Steige). Der zweite Preis kam für die Arbeit „Wunder ohnegleichen“ mit 400 RM. an den Schriftsteller Ernst Johannsen, Altona, der IIIa-Preis an Josef Lambrecht, Lambrecht (Pfalz), für das Hörspiel „Geschichte einer Drehbank“ und der IIIb-Preis von je 300 RM. an den Schriftsteller Dr. Reinhold Heinen aus Berg vor Nideggen (Eifel) für das dichterisch gut gestaltete Hörspiel „Schwammenauel“.

Dieses Preisausschreiben war ein Anfang. Professor Dr. Todt, der Nationalpreisträger 1938, rief damit alle wirklich schöpferischen Schriftsteller auf, jetzt für Hörspiel und Film tätig zu

werden und diesen neuen Ausdrucksformen der Kunst neue Werke zu geben.

Wenn das Preisausschreiben zur Erlangung guter technischer Hörspiele dazu beigetragen hat, das derzeitige Verhältnis der Schriftleiter, Schriftsteller und Dichter zur Technik aufzuzeigen, so ist der Erfolg ein Beweis, daß nicht die Technik es ist, die das schriftstellerische Schaffen beengt, sondern im Gegenteil sehr wohl anzuregen und lebendig zu gestalten vermag. Die Technik stellt den Dichter und Schriftsteller auf eine neue Ebene, sie stellt ihm neue Aufgaben, die zu lösen für ihn Verpflichtung und Bekenntnis zu unserer Zeit sein müssen.



Lichtbild: E. Angenendt.

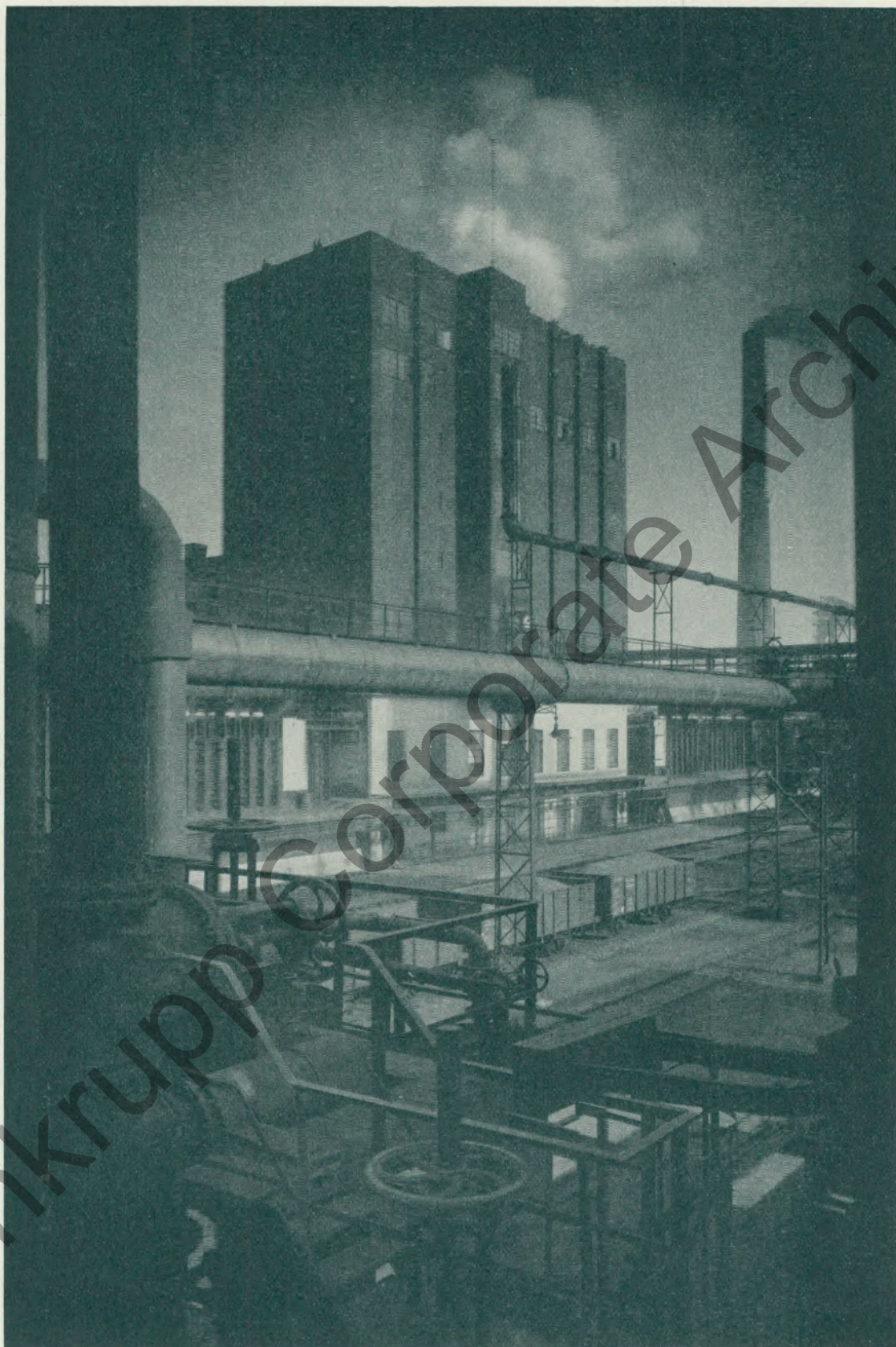
Schwungrad einer Fördermaschine.

Gedanken
über
das
technische
Hörspiel.

Von
W. Sandkühler,
Wärmeingenieur
der
Zeche „Minister Stein“
(Gelsenkirchener
ergwerks-A.-G./
Vereinigte
Stahlwerke AG.).

Koksrohrenturm
der Kokerei
„Minister Stein“.

Bild: Hartofka.



Als der Leiter des „Hauptamtes für Technik“ der NSDAP, Generalinspektor Dr. Lohd, zusammen mit dem Intendanten des Reichsfenders Köln, Dr. Winkeltemper, einen Wettbewerb zur Erlangung eines technischen Hörspiels ausschrieb, geschah dies aus zwei grundsätzlichen Erwägungen heraus.

Einerseits sollten einer breiteren Öffentlichkeit das Wesen

und die Triebkräfte technischen Schaffens nähergebracht werden. Andererseits wollte man auf diesem Wege junge, schöpferisch veranlagte Menschen zum Studium technischer Wissenschaften anregen. Die mit Preisen auszuzeichnenden Hörspiele sollten technische Dinge, Ingenieur-tätigkeit, in einer für Laien leichtfaßlichen, aber dennoch für stgebundenen Form schildern.

Wir alle, die wir mitten im technischen Schaffen stehen, haben diesem großzügigen Entschluß wohl unseren vollsten Beifall gezollt. Er ist, auch unserer Meinung nach, in klarer Einsicht dessen, was not tut, gefaßt und durchgeführt.

Aus vielerlei Gründen ist es nur selten möglich, Besucher durch die Betriebe zu führen. Außerdem ist es bei derartigen Gelegenheiten meistens so, daß diese Besucher von der Wucht der auf sie einströmenden Eindrücke so mitgenommen werden, daß die Aufnahmefähigkeit für technische Vorgänge schon im ersten Betriebsteil bis zur Sättigung beansprucht wird. Besser ist es da schon, ihnen diese technischen Vorgänge in kleineren und verdaulicheren Gaben, also zum Beispiel in Gestalt eines Hörspiels, zu reichen.

Für den literarisch interessierten Techniker ergaben sich aus der Aufgabensetzung dieses Wettbewerbes ganz besonders reizvolle und nachdenkenserwerte Probleme.

Unzweifelhaft gibt es zwei Wege, dem Publikum außerhalb der Betriebe technische Vorgänge nahezubringen, den Weg der „Anschauung“ und den der „Beschreibung“. Beide obenwähnten Arten bedürfen zu ihrer Darstellung merkwürdigerweise auch technischer Kunstmittel, des Films oder des Rundfunks. Ja, wenn man will, kann man als besondere Abart auch die Druckverfahren dazu rechnen. Das Buch als Verbreitungsmittel scheidet leider sehr oft aus, da es sich an einen verhältnismäßig eng begrenzten Kreis wirtschaftlich günstig gestellter Volksgenossen wendet. Die Tagespresse hätte hier ein weit lohnenderes und dankbareres Betätigungsfeld, sofern sie Aufsätze von Sachleuten mit technisch richtigen Darstellungen veröffentlichen würde.

Eine vorwiegend optische Schilderung gehört in den Film als dessen ureigenste Domäne. Die Maschine auf der Schaubühne ist ein Un Ding (wenigstens in der Mehrzahl der Fälle) und gehört einer verflorbenen Epoche an, der es auch vorbehalten blieb, den „Roboter“, als verkappten Spätling der jüdischen „Golem“-Legende, oder ähnliche verkampfte Alpträume defakter Pseudoliteraten auf eine bestürzte Menschheit loszulassen.

Für das Privatleben, den „Hausgebrauch“, die stillen Stunden, die an Wirkungswert und Möglichkeiten auf das Publikum sicher nicht hinter dem Filmtheater zurückstehen, ist der Rundfunk wegen der Eindringlichkeit, welche ihm innewohnt, und seines überaus weitgespannten Wirkungsbereichs das beste und zukunftsreichste Kunstmittel.

Dem Erfolg und Stil dieses obengenannten Wettbewerbes war es nur förderlich, daß utopische Verschrobenheiten von vornherein durch das Preisrichterkollegium abgelehnt wurden. Diese sind nur etwas für Hörer, denen es noch nicht aufgegangen ist, daß das wirkliche Leben immer phantastischer verläuft, als es sich die fruchtbarste Dichterphantasie ausdenken kann. Jeder Techniker, der durch die zermürbende technische Kleinarbeit des Alltags den Abstand zu den Dingen seines Bereichs nicht verloren hat, wird das für seinen Wirkungsbereich beständigen können.

Warum also nicht einmal eines jener einfachen technischen Probleme und Ereignisse aus der täglichen Praxis schildern?

So, wie sie immer wieder vorkommen oder vorkommen können und doch der Allgemeinheit verborgen bleiben, weil unsere Betriebe verschlossen sind und verschlossen bleiben müssen? Den zwangsmäßigen Ablauf der Geschehnisse rekonstruieren, wie er sich manchmal bis zum beginnenden Drama steigert, wenn, ja, wenn nicht menschliche Kunst und menschliche Fähigkeiten, eben das „Jugenum“, die entfesselten Naturgewalten im letzten Augenblick wieder in Ketten schlagen?

„Bei eines jeglichen Menschen Werk strecket sich die Zunge hervor“, sagte vor Tausenden von Jahren ein kluger ägyptischer Pharao. Das zeigt sich hier in diesem besonderen Falle darin, daß es manchmal schier unmöglich scheint, dem Hörer bestimmte technische Vorgänge zu vermitteln, ohne die Gesetze des Kunstwerkes, des Hörspiels, zu durchbrechen. Schon mit Rücksicht auf den flüssigen Ablauf der Handlung müssen von der Technik oft Konzessionen gemacht werden, welche sie

stark belasten. Der Nur-Techniker aber mag sich mit dem Nur-Historiker des Bühnendramas trösten, welcher sich ja in gleicher Lage befindet. In beiden Fällen soll ein Kunstwerk entstehen und keine trockene Aufzählung von Geschehnissen, keine Reportage. Eine Reportage aber ist unweigerlich eine Reportage und nicht ein Stück blutvollen Lebens, welches den Hörer packt, ergreift, mitreißt, ihm seelisch etwas gibt. Das aber kann nur das Kunstwerk, nie aber ein Geschichtskanon oder eine Verfahrensvorschrift!

Ein krasses Beispiel, welches besser als alle langatmigen Erklärungen schildert, worauf es hier ankommt: Schillers „Wilhelm Tell“ hat eine Spieldauer von vielleicht vier Stunden. Das Drama schildert eine Revolution. Wird einerseits nun irgendein Mensch glauben, diese historische Revolution

habe sich tatsächlich in vier Stunden abgespielt? Wird er andererseits glauben, alle Personen, welche Schiller in seinem Drama handelnd auftreten läßt, wären in Wirklichkeit bei dieser Revolution auch so handelnd dagegengewesen? Fischer, Hirten usw.? Wohl kaum! Diese dichterische Freiheit, welche man dem Autor historischer Bühnendramen zugestehet, sollte man billigerweise auch dem Verfasser technischer Hörspiele einräumen.

Mir scheint, daß nie ein gutes technisches Spiel geschrieben wird, wenn nicht beide anscheinend ach so „feindlichen Schwestern“, die Technik und die Dichtkunst, hier ihre Abstriche machen. Die eine mehr, die andere weniger. Es geht hier doch um mehr, als technische Vorgänge mit minutiöser Genauigkeit darzustellen. Eine mit großen schwungvollen Pinselstrichen hingelegte Darstellung, die dennoch naturgetreu ist, wird dem Hörer mehr geben als eine noch so detailliertere Ausführung, die das Publikum nur verwirrt, statt zu fesseln.

Daß diese Abstriche und die skizzenhafte Darstellung mit kenntnisreicher und schonender Hand vorgenommen werden, ist Sache des Dichters, der hier wie in wenig anderen Fällen seine Fähigkeiten zur Beurteilung von Ursache und Wirkung ausweisen kann. Denn wenn irgendwo, ist hier vom Erhabenen bis zum Lächerlichen bzw. Abgeschmackten wirklich nur ein Schritt.

Bäume am Hüttenwerk.

*Dem freien Leben fern und nah dem Tod,
Stehn sie seit Jahren zwischen Ruß und Rauch.
Sie sind Platane, Pappel, Blütenstrauch
Und geistern auf, vom Feuerrauch umdroht.*

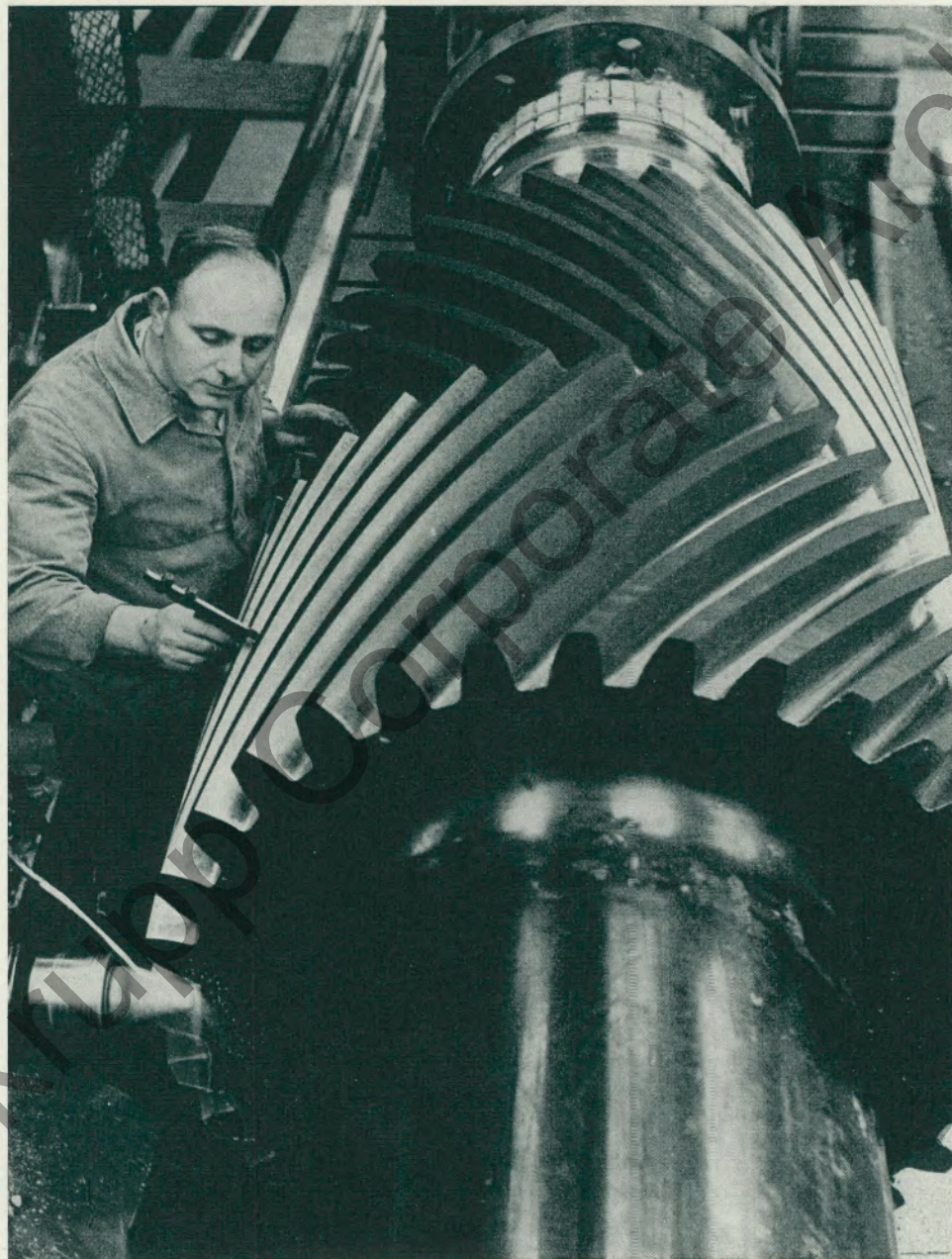
*Sie tragen Sehnsucht, so wie du und ich,
Sie träumen nachts sich als walten Wald.
Sie träumen Scholle, Strand und Felsenhalt.
Sie tragen Leid und Ruß wie du und ich.*

*Doch tausend Menschen freuen sich durch Nacht
Und Tag auf einen kleinen grünen Blick.
Da krönt auch sie das ewige Geschick:
Sie sind im trüben Dunkel Blütenpracht.*

Richard Ed. Tristram.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders bemerkenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Auch bei den größten
Werkstücken kommt es
auf Bruchteile eines
Millimeters an.

Rammwalze zur Übertragung der
Kraft von der Antriebsmaschine auf
die Walzenstraße.

Lichtbild: Strohmeyer - Dortmund-Hoerder
Hüttenverein AG., Werk Dortmund.

Deutsche Forschung.

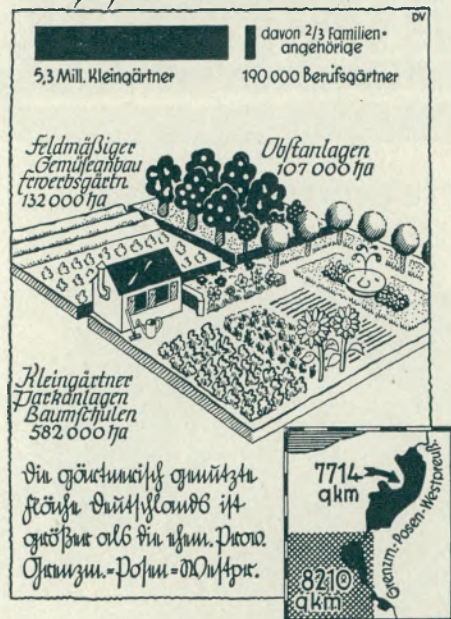
Aus der Biologischen Reichsanstalt in Berlin-Dahlem.

Von Hans Hartmann in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“.

An einem gewitterschwülen Tag Anfang August zwischen 16 und 17 Uhr kommt eine Ameise von hellem Aussehen aus höheren Luftschichten herabgefliegen. Sie hat dorthin ihre Hochzeitsreise gemacht, und dieser Vorgang hat sie nicht nur befähigt, unzählige Eier zu legen, sondern er hat auch einen hormonalen Reiz ausgelöst, kraft dessen sie nun, auf dem

festen Erdboden angelangt, ihre Flügel ganz leicht abstreift. Hätte man sie, bevor sie begattet war, zu veranlassen gesucht, die Flügel abzustreifen, so wäre das nur bei Gewaltanwendung möglich gewesen — Was wird diese Ameise nun tun? Wird sie, wie es die meisten Arten in der Regel machen, eine Kolonie gründen? Wird sie erst eine Anzahl von einigen hundert

Deutschland ein Gartenland!



Die Bedeutung des deutschen Gartenbaues wird oft unterschätzt. Der Wert der Erzeugnisse der Gartenbauwirtschaft an Gemüse und Obst betrug allein im vergangenen Jahre 1,3 Milliarden Reichsmark; das ist nicht viel weniger als der Wert der Roheisenerzeugung und der Braunkohlenförderung zusammengenommen. Nimmt man noch die Blumen- und Pflanzengärtnerei hinzu, dann ist der Wert der Arbeit der deutschen Gärtner mit 1,7 Milliarden Reichsmark sogar noch höher als der Wert der Steinkohlenförderung. Trotzdem reicht diese Erzeugung noch nicht aus, um den Bedarf der deutschen Ernährungswirtschaft zu decken, und es müssen noch beträchtliche Mengen an Gartenbauprodukten eingeführt werden. Wie groß die Bedeutung der Kleingärten ist, geht daraus hervor, daß fast auf jeden dritten Haushalt ein Kleingarten kommt. In den Erwerbsgärtnereien, die daneben 132 000 Hektar bebauen, finden 190 000 Volksgenossen ständig Arbeit und Lohn.

Eiern legen, die meisten gleich fressen, später auch einen Teil der ausgekrochenen Larven fressen und dann etwa 20 Arbeiterinnen großziehen, die am neuen Heim arbeiten? Nein, unsere Ameise, die den Namen *Lasius umbratus* trägt, ist viel zu klug dazu. Sie „weiß“, daß von etwa 5000 Weibchen nur eines (höchstens!) das Ziel der Koloniegründung erreicht. Diese Chance genügt ihr nicht. Sie geht daher als „Parasit“ in einen anderen Ameisenhaufen, der bereits in Betrieb ist, und dessen Bewohner den Namen *Lasius niger* tragen.

Dazu ist sie allerdings in bester Art vorbereitet. Und zwar erreicht sie ihr Ziel unter allerhand seltsamen Vorgängen, die geradezu zeremoniellen Charakter zu tragen scheinen. Sie dringt in eine Nestöffnung der Neger ein, soweit ihr Kopf reicht, ergreift eine Neger-Arbeiterin am Kopf, läuft mit ihr davon, gräbt, während sie die Arbeiterin in ihren scharfen Kauwerkzeugen festhält, eine oberflächliche Mulde, zerbeißt das arme Opfer und verzehrt es teilweise. Warum sie das wohl tut? Diese Frage gibt nicht nur uns zu denken, sondern auch den Forschern an der Biologischen Reichsanstalt (besonders Karl Gösswald), die in höchst mühsamer Beobachtungs- und Experimentierarbeit diese Vorgänge untersuchen. Die Frage ist schwer zu beantworten. Nötig ist das Fressen vom ernährungsphysiologischen Standpunkt aus nicht: unsere Königin würde nicht so schnell verhungern. Aber vielleicht will sie den Geruch des Staates, in dem sie sich einnisten will, und in dem sie allerhand merkwürdige Dinge vorhat, auf diese etwas barbarische Weise annehmen? Aber auch dagegen erheben sich Bedenken: Erstens ist ihr *Umbratus*-Geruch so stark, daß kein anderer ihn überdecken könnte, und zweitens gibt es keinen Neger-Geruch, der ihr die Pforten des neuen Staates öffnen könnte; bekämpfen sich doch die Neger-Ameisen mörderisch, soweit sie nicht aus dem gleichen Nest stammen. Drittens hat es sich als gleichgültig erwiesen, ob die Königin den Neger-Geruch hat; denn sie wurde — im Experiment — in Kolonien eingesetzt, die gar nichts mit der Kolonie der von ihr gefressenen Ameise zu tun hatte, und sie wurde dort gern angenommen. So ergibt die For-

schung, daß es sich bei diesem Rauben und Fressen um einen „atavistischen“ Akt handelt, einen Akt also, der noch aus den Urzeiten — in diesem Falle aus dem Eozän, der ersten Periode des Tertiärs — stammt. Damals müssen sich die Kämpfe so abgespielt haben, daß die Parasitenkönigin erst einen Teil der angeblichen „Feinde“ vernichtete und fraß, um sich dann selbst durchzusetzen.

Wir erzählen kein Wintermärchen, sondern es ist alles strengste Wissenschaft, die tiefe, bisher unbeachtete Geheimnisse der Tiersoziologie aufdeckt. Heute verhält sich also die *Umbratus*-Königin anders als in den Urzeiten. Es wird stets nur eine Ameise geraubt, getötet und gefressen. Nun fühlt sich die Königin — nach uns unbegreiflichen inneren Gesetzen — fähig, völlig in das Neger-Nest einzudringen. Was macht sie dort? Es ist ja schon eine Königin da! Kämpfen nun die beiden miteinander? Keineswegs! Die *Umbratus* verfügt über viel zu feine, „psychologisch“ wirksame Kräfte, um ans Ziel zu gelangen. Sie gewinnt durch ihren absolut beherrschenden Geruch die schwarzen (Neger-) Ameisen für sich. Einige betrachten sie vielleicht mit Mißtrauen, aber auch diese gewinnt sie mit sehr friedlichen Mitteln: sie setzt sich nicht zur Wehr, sondern streichelt und kitzelt sie, umarmt sie, und so werden sie Freunde. Wohlgeriebt: auch das kann sie nur im begatteten Zustand. Setzt man nämlich eine unbegattete Ameise in das Nest, so verhält sie sich passiv, und sie würde bald von den Insassen getötet werden. Ihre Geruchskraft ist nun so stark, daß die von ihr „gewonnenen“ Arbeiterinnen wie im Laumel ausschließlich auf sie „eingestellt“ sind; sie werden von den noch übrigen angefallen, und die beiden Gruppen bekämpfen sich erbittert, also die Stammes-treuen und die Revolutionären. Und die vorhandene Königin? Nun — sie verliert allmählich das Vertrauen ihres Stammes. Auch sie wittert die Gefahr und bemüht sich um das Wohlwollen der „Neuen“. Aber diese kümmert sich nicht um sie und vermag auch gar nicht ihr ihren schützenden Geruch mitzuteilen. So greift denn in diesem aufs feinste aufeinander abgestimmten Geschehen ein neuer Instinkt ein: die für die Neue gewonnenen Arbeiterinnen fühlen, daß zwei Königinnen zuviel sind, und sie töten nach etwa vier Wochen ihre angestammte Herrscherin. Damit ist die Neue unbeschränkte Königin, legt Eier über Eier, und diese Eier — das ist der unglaublich große Erfolg dieser ganzen Handlungsweise — werden Stück für Stück „ausgebrütet“ — und nicht, wie sonst stets, bis zu 98 % von den Larven, die Nahrung notwendig haben, gefressen. Unsere Königin läßt sich nun, als ob sie selbst die angestammte wäre, schön pflegen und ernähren. Das erste und einzige Mal, daß sie geraubte, ihre Kauwerkzeuge selbst in Bewegung zu setzen, war, als sie die geraubte Arbeiterin verzehrte. Damals verlor sie jede Fähigkeit, sich selbst zu ernähren! Es dauert aber alles lange: erst etwa 250 Tage nach der „Adoption“ — so nennt das die Zoologie — fühlt sie sich im Vertrauen des Stammes so sicher, daß sie mit der Eiablage beginnt. Diese dauert bei 20 Grad Celsius 30 bis 35 Tage, die Larvenentwicklung etwa 60 Tage und die Puppenruhe 40 Tage. Und dann kann das ganze seltsame Spiel aufs neue beginnen. Ein Versuch hat ergeben: Im ersten Jahre nach der Adoption der *Umbratus*-Königin sind bei einem Stand von 280 Arbeiterinnen als Wirtsameisen 150 *Umbratus*-Arbeiterinnen, 30 Arbeiterinnenpuppen und 40 Alt- und 2000 Junglarven entstanden. Wir haben nun eine gemischte Kolonie vor uns. Man sucht diese tiersoziologischen Erkenntnisse weiter auszubauen, da sie wichtige Vergleiche und Gegensätzlichkeiten (!) zur Soziologie der Völker zulassen.

Und warum das Ganze? Warum befaßt sich die Biologische Reichsanstalt damit, der alle unsere Fluren und Forsten anvertraut sind? Antwort: Die Neger-Ameise ist für unseren Waldbestand so segensreich, die *Umbratus* aber züchtet Wurzelläuse, die ihm sehr schaden! Nur durch die genaue Erkenntnis aller dieser Vorgänge kann man eine Trennung der beiden Rassen erzielen und so dem Wald — und das heißt: dem Aufbau-plan — helfen!

USA. — die Angreiferation.

Aus einem Aufsatz von Fletcher Pratt in „The American Mercury“, New York. — Der Verfasser hat viele Bücher und Aufsätze über historische und militärische Themen geschrieben.

Eine der sonderbarsten nationalen Eigenheiten der Amerikaner ist der offizielle Abscheu, mit dem wir die Anwendung von Gewalt bei internationalen Streitfragen betrachten, obwohl wir selber nie auch nur das

geringste Zeichen von Verzicht auf solche Mittel gezeigt haben, wenn es darum ging, unsere eigenen Ziele zu erreichen.

Die Vereinigten Staaten sind nämlich, wie aus ihrer Geschichte hervorgeht, diejenige Staatsmacht, die in der Weltgeschichte mit ihrer Streitsucht am erfolgreichsten und in ihrer Gewalttätigkeit am unvernünftigsten gewesen ist. Eine kürzliche Aufstellung zeigt, daß die Kriegsfanfaren uns seit Gründung der Republik rund 130mal zum Kampf gerufen haben, also im Durchschnitt fast einmal im Jahr. Nur zweimal waren wir bei all diesen Konflikten in der Defensive, das heißt: nur zweimal waren Gebiete, die unbestreitbar Besitz der Vereinigten Staaten waren, besetzt worden. In über 100 von den 130 Fällen drangen unsere Truppen in Gebiete ein, die unbestreitbar dem Feinde gehörten, und in über 90 Prozent der Kriege haben sie den Frieden diktiert.

Die ganze sogenannte Erschließung des Westens, die von unseren Geschichtsschreibern immer mit unverhohlener Bewunderung betrachtet wird, war eine Kette von Vertragsbrüchen. Schon der Vertrag, der die Unabhängigkeit der Kolonien sicherte, sah den Schutz der Indianer innerhalb ihrer Gebiete im Nordwestterritorium vor, und diese Bestimmung wurde durch Verträge mit den Indianern selbst noch bekräftigt. Unsere Leute aber verletzten diese Verträge, indem sie sich auf Ländereien ansiedelten, die ihnen nicht gehörten, und unsere Regierung verletzte sie, indem sie einen offenen Invasionskrieg um den Besitz jener Ländereien führte. In den darauffolgenden fünfzehn Jahren wurden schätzungsweise fünfund-siebzig Indianer von Weißen ermordet. Nicht ein einziger von diesen Mördern ist je vor ein Gericht gebracht worden. Die Grenzverträge wurden mit großer Selbstverständlichkeit verletzt, und der glänzende Sieg bei Lippecanoe wurde von einem amerikanischen Heer errungen, das mitten im Frieden in indianisches Gebiet einmarschierte. Die Behausungen und Ernten der Indianer wurden verbrannt und ihre Frauen und Kinder mitten im Winter in die Wälder gejagt.

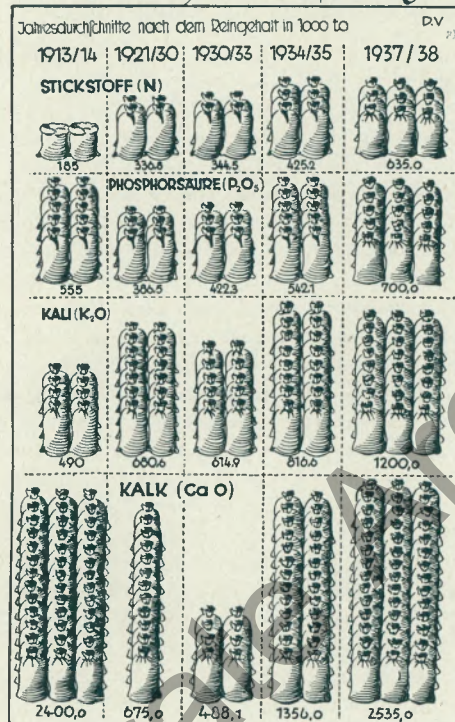
Der Fall Panama, der Fall Texas, und der Spanische Krieg sind die drei berühmtesten von den Fällen, in denen wir uns in Angelegenheiten unserer Nachbarn mischten und uns die Taschen mit fremden Gebieten vollstopften.

Was man den Diktaturmächten besonders zum Vorwurf macht, ist, daß sie mitten im Frieden Krieg führen, indem sie Freiwillige oder regelrechte Expeditionen in fremde Länder schicken. Ich fürchte, die Amerikaner stehen auf sehr schwankendem Boden, wenn sie sich hierüber beklagen. Überall im Lande gibt es Denkmäler zu Ehren von Männern, die genau das gleiche taten, was man jetzt Russen, Deutschen und Italienern in Spanien vorwirft. Um nur einige Namen zu nennen: Steuben, Kosciuszko und Lafayette. Wären diese ausländischen „Freiwilligen“ — unsere Zeitungen setzen das Wort in Anführungsstriche, wenn sie von den Schwarzhemden in Spanien sprechen — nicht gewesen, so feierten wir jetzt ganz gewiß den Geburtstag Seiner Majestät König Georgs VI. statt den 4. Juli. Und doch taten die Franzosen, die herüberkamen (keinesfalls alle von ihnen freiwillig), und denen jetzt solch allgemeine Achtung und Bewunderung gezollt wird, genau daselbe, was die Schwarzhemden in Spanien taten, das heißt: sie stellten eine Kerntruppe ausgebildeter Soldaten, und sie halfen uns in einem Aufstand gegen eine Regierung, die weit rechtmäßiger eingesetzt und für ihre Untertanen weit weniger gefährlich war als diejenige, gegen welche sich Franco erhob.

Amerikanische Kanonen vergossen fremdes Blut in Japan im Jahre 1869, in China bei vielen Gelegenheiten, ferner in Afrika und sogar auf Sumatra. Auf dieser Insel lebte in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein Sultan namens Po Mahomet, der Amerikaner nicht leiden konnte, ebenso wie die spanischen Notizen den Deutschen nicht eben freundlich gesinnt sind. Ein amerikanisches Schiff kam an die Küste der Insel, genau so wie der Panzerkreuzer „Deutschland“ an der spanischen Küste erschien. Wie im Falle der „Deutschland“ wurden mehrere Leute der Besatzung getötet, und wie die Deutschen beschossen die Amerikaner Po Mahomet's Gebiet. Hier hört die Analogie auf; die Deutschen fuhren von Umeria weg, aber die Amerikaner schickten Mannschaften an Land, die zweihundert oder mehr Menschen töteten, die Stadt niederbrannten und die Forts in die Luft sprengten. Der eine Fall war eine wohlgefertigte Strafexpedition, so erzählt man uns, der andere eine Schande für die Menschheit. Aber worin liegt der Unterschied?

Es lag während des Bürgerkrieges keine besondere militärische Not-

Verbrauch an künstlichen Düngern



Wer gut düngt, der gut erntet.

Der Rekordverbrauch an Mineräldünger im Wirtschaftsjahr 1937/38 hat wohl im wesentlichen die gute Ernte dieses Jahres gesichert. Durch die Preisföschung, die der Beauftragte für den Vierjahresplan für Stickstoff und Kali im Jahre 1937 anordnete, wurde eine Steigerung des Verbrauchs an Düngemitteln weit über die Erwartungen hinaus erzielt. Besonders interessant ist die Feststellung, daß im letzten Düngerjahr gegenüber dem Durchschnitt der Jahre 1921 bis 1930 sich der Verbrauch an Stickstoff, Phosphorsäure und Kali verdoppelte, während sich der Verbrauch an Kalk nahezu vervierfachte. Das Bild zeigt auch, welche große Verschiebung im Verbrauch an künstlichen Düngern gegenüber der Vorkriegszeit und gegenüber den Krisenjahren eingetreten ist.

wendigkeit für die Zerstörung Chambersburgs vor und überhaupt keine Notwendigkeit für das Hinmorden eines Regimentes Negerfeldaten bei Fort Pillow, nachdem es sich ergeben hatte. Es war ein eindeutiger Fall von Gefangenenerschöpfung, und wenn so etwas in Spanien geschieht, regen sich alle unsere frommen Pastoren mächtig auf. Wiedervergeltung — also reine Barbarei — war auch die einzige militärische Notwendigkeit für die Flüge amerikanischer Bombengeschwader, die in jeder Monatsnacht im September und Oktober 1918 Bomben auf die ungeschützten Städte Stuttgart und Karlsruhe abwarfen. (Ist es moralisch, deutsche Frauen und Kinder mit Bomben in den Tod zu schicken, dagegen aber teuflisch, wenn man daselbe über Barcelona tut?) Und die Lebensmittelblockade schließlich, die eine ganze Bevölkerung, Krieger und Nichtkrieger, dem Hungertod preisgibt, ist eine rein amerikanische Erfindung, die während des Bürgerkrieges aufkam und später mit großem Erfolg gegen Spanier und Deutsche angewandt wurde.

Kurz: auf welchem Wege man auch an die Frage herangeht, das Ergebnis ist immer das gleiche. Wir selbst haben uns all dessen schuldig gemacht, was wir jenen Nationen vorwerfen, die wir im Augenblick gerade nicht leiden können, und noch einiger Dinge mehr, an die sie noch nicht gedacht haben. Und noch gibt es auch kein Zeichen dafür, daß wir uns bessern. Wenn morgen dreieinhalb Millionen Amerikaner durch einen Bevölkerungswirbel in den mexikanischen Staat Chihuahua verpflanzt würden, wären die Zeitungen am nächsten Tage voll von Geschichten über ihre Unterdrückung, und einen Tag danach würden wir alle unter fliegenden Fahnen losmarschieren, um die Abtretung eines eigentlich amerikanischen Gebietes zu erzwingen.

Das also ist der geschichtliche Hintergrund der nationalen Moral Amerikas.

Die verfassungsmäßige Bezeichnung „Duce“ für den Regierungschef im faschistischen Staat.

Aus einem Aufsatz des italienischen Staatsrechtlers Universitätsprofessor i. R. Pietro Chimento, Rom, in „Gerarchia“, Mailand.

Der Titel „Duce“ für Benito Mussolini, ein Titel, der aus der politischen Intuition der Masse und aus der nationalfaschistischen Organisation hervorgegangen war, stellte nicht nur eine ehrenvolle Huldigung für den Führer der Revolution dar, sondern hatte auch eine politische Färbung, so daß er alsbald öffentlich-rechtlichen Charakter annahm. Das zeigte sich zuerst bei der Bereidigung der Parteimitglieder und der Angehörigen der Freiwilligen Nationalmiliz, dann in dem durch königliche Verordnung genehmigten Parteistatut und endlich in der Gesetzgebung.

Die gesamte Materie über die wirtschaftliche Verteidigung der Nation ist unter der Bezeichnung „Verordnung des Duce und Regierungschefs, Vorsitzenden des Ministerrats“ zusammengefaßt.

Am 30. März 1938 beschloßen die beiden Kammern durch Zuzuf der Verleihung des Ranges eines Ersten Marschalls des Imperiums an Seine Majestät den König und Kaiser und an Benito Mussolini, den „Duce des Faschismus“.

Das neue italienische Wörterbuch von Pangini gibt bei dem Wort „Duce“ folgendes an: „Bezeichnung, die nach dem Marsch auf Rom (1922) Benito Mussolini als dem Führer der jungen Kräfte der Nation verliehen wurde.“

Neuerdings hat sich die Gepflogenheit herausgebildet, daß Gesetzesvorschläge, die der Kammer vorgelegt werden, den Zusatz tragen: „Vorgelegt vom Duce und Regierungschef.“

Die letzte königliche Verordnung vom 28. April 1938, XVI, Nr. 513, bestätigt in nunmehr unzweideutiger Weise die verfassungsmäßige Stellung des „Duce des Faschismus“. Die Beziehungen zwischen dem Monarchen als dem Staatsoberhaupt und dem Chef der Regierung und der Nationalfaschistischen Partei in seiner Eigenschaft als Duce werden darin genau beschrieben und festgelegt.

Aus einer eingehenden Prüfung der Regierungsmaßnahmen gesetzgeberischer und verwaltungstechnischer Art ergibt sich, daß die Bezeichnung „Duce“ im großen ganzen in all den Fällen neben den Titel „Regierungschef“ gestellt wird, bei denen es sich um die Nationalfaschistische Partei und um den Schutz des Volksvermögens handelt; also erstens bei politischen Angelegenheiten und zweitens bei wirtschaftlichen. In beiden Fällen erscheint Benito Mussolini in seiner verfassungsmäßigen Eigenschaft als Chef der nationalfaschistischen Organisation. Diese Eigenschaft hatte er schon, als er zum ersten Male zum Quirinal ging, um aus den Händen des Königs seine Ernennung zum Ministerpräsidenten entgegenzunehmen.

Hier muß man nun versuchen, Klarzustellen, ob und in welcher Weise die verfassungsmäßige Eigenschaft des „Duce des Faschismus“ Einfluß auf die Ausübung des königlichen Vorrechts, den Ministerpräsidenten und Regierungschef zu ernennen und abzu berufen, hat, mit anderen Worten, inwieweit sich die Ausübung dieses Vorrechts jetzt von der zur Zeit des parlamentarischen Regierungssystems unterscheidet.

Die Machtübernahme durch den Faschismus hatte nicht nur eine Änderung im Ministerium, sondern auch eine Revolution in der inneren Ordnung des Staates und in der Richtung der nationalen Politik zur Folge. Die politisch-verfassungsrechtliche Beziehung spielt nicht mehr zwischen der Monarchie und irgendeiner Partei, sondern zwischen der Monarchie und dem neuen faschistischen Staatstyp. Sie ist daher nicht von zeitlich begrenzter Dauer wie die Beziehung zwischen dem konstitutionellen König und der parlamentarischen Mehrheit, die im Kabinett ihren Ausdruck findet, sondern sie ist dauerhaft und eng mit der Staatsverfassung verknüpft.

Hier muß man zunächst an zwei Begriffsbestimmungen denken, die Mussolini selbst gegeben hat.

Faschismus: „Ein revolutionärer diktatorischer Vorgang unter Aufrechterhaltung der Monarchie und des Privateigentums und unter Verzicht auf systematische Gewaltanwendung.“ Faschistischer Staat: „Schaffung eines neuen Staates, der autoritär, aber nicht absolut ist, der hierarchisch und organisch ist und dem Volk in allen seinen Klassen, Kategorien und Interessen offensteht.“

Das faschistische Regime hat die Bestimmung des Artikels 65 der

Verfassung beibehalten, die wie folgt lautet: „Der König ernennt und entläßt seine Minister.“ Diese Bestimmung wurde durch den Artikel 2 des Gesetzes über die „Obliegenheiten und Rechte des Regierungschefs“ noch unterstrichen und in den Ausführungsbestimmungen der Regierung zu dem besagten Gesetz erläutert: „Die Beziehungen der Regierung zur Krone bleiben so, wie sie von der Verfassung festgesetzt sind.“

„Unser Ministerpräsident ist der anerkannte Führer der gewaltigen im Lande vorhandenen und im Parlament vertretenen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Kräfte. Die Abschätzung ihrer Bedeutung ist der Entscheidung des Souveräns überlassen. Es ist daher nicht wahr, daß der König nicht freie Wahl habe, denn die Beurteilung, die er den im Lande vorhandenen Kräften angedeihen läßt, unterliegt rechtlich nicht der Nachprüfung.“

In der faschistischen Regierungsordnung stellt sich der Politiker, der berufen ist, ein neues Ministerium zu bilden, der Krone als der berufene Vertreter aller organisierten und im Parlament vertretenen geistigen und materiellen Kräfte vor, d. h. als Duce des Faschismus. Er hat schon eine Stellung öffentlichen Rechts, über die kein Zweifel möglich ist. Diese Stellung hat ihre juristische und politische Grundlage in seiner Eigenschaft als Chef der Nationalfaschistischen Partei und Vorsitzender des faschistischen Großrats, also als Haupt dieser beiden gewaltigen verfassungsmäßigen Einrichtungen des faschistischen Staates.

Immer ist es der Regierungschef, welcher den Großrat des Faschismus einberuft und die Tagesordnung festsetzt. Auf seinen Vorschlag werden auch die beiden Namenslisten für den Fall von Vakanz aufgestellt, die der Krone eingereicht werden. Ferner gehört es zu den Rechten und Pflichten des Regierungschefs, den König bei der Ernennung und Abberufung der Minister zu beraten. Wir sagen: „zu beraten“, denn es ist immer ein verantwortlicher Rat, der der Krone gegeben wird, und nicht ein bloßer Vorschlag im technischen Sinne des Wortes.

Eine Äußerung aus dem politischen Gedankengut Gladstones ist für uns Italiener eine Wahrheit: „In den Augen des Landes bilden der Souverän und seine Minister eine absolute Einheit.“ Eine absolute Einheit, nämlich: durch das Amt des Ministerpräsidenten, Regierungschefs und Duce des Faschismus.

Die staatsrechtliche Macht des Regierungschefs erhält von dem Duce des Faschismus die politische Kraft der Initiative, Leitung und Kontrolle in dem ganzen weiten Bereich des sozialen Lebens der Nation. Diese Kraft, deren antreibende Organe der faschistische Großrat und die Nationalfaschistische Partei sind, verstärkt den repräsentativen Charakter des Amtes des Regierungschefs.

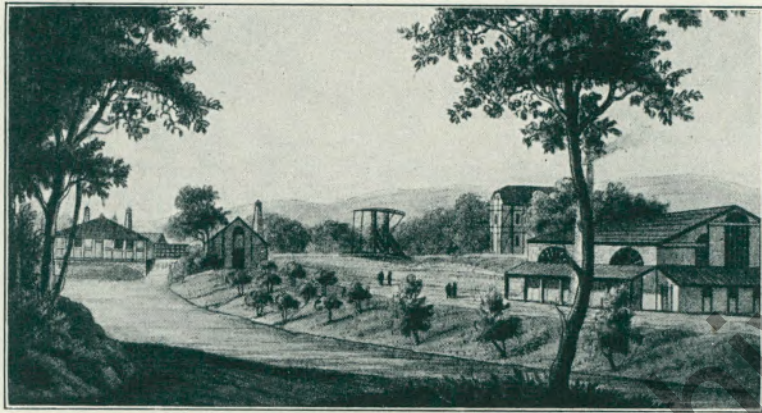
Vielleicht gibt es doch noch Leute, die glauben, daß die Bezeichnung „Duce“ zwar einen ehrenden und geschichtlichen Wert habe, aber nur einen persönlichen. Der Titel „Duce“ würde vielen anderen dieser Art ähnlich sein, die die Erinnerung an die Verdienste von Herrschern und Regierenden wachhalten. Man könnte dabei an Beinamen denken wie „Vater des Vaterlandes“, „König-Ehrenmann“, „Soldatenkönig“, die den letzten Königen von Italien beigelegt wurden, an den Titel „der Große“, den die Geschichte dem Zaren Peter von Rußland zuerkannt hat, und — in noch augenfälligerer Parallele — an den Titel „Protector“, den man Oliver Cromwell verlieh.

Aber man muß bedenken, daß unser öffentliches Recht bisher nur einen einzigen Titel kennt, der durch Gesetz an eine bestimmte Person auf Lebenszeit verliehen worden ist: den Titel des Ersten Marschalls des Imperiums, der Benito Mussolini, dem Chef der Regierung und Duce des Faschismus, zum ewigen Gedenken an die geschichtliche Tatsache, daß er der Gründer des Imperiums ist, verliehen wurde.

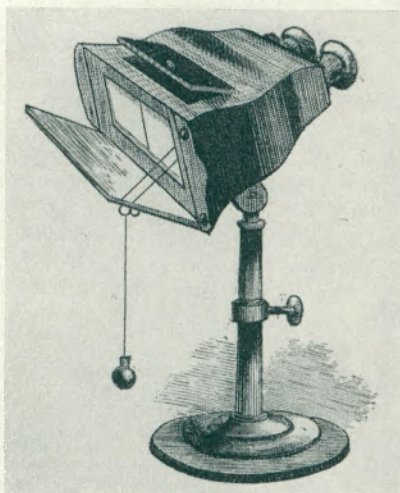
Wenn sich also alles auf einen Titel für persönliche Verdienste beschränkte, wäre die obige Annahme richtig. Aber dem ist nicht so. Wenn die revolutionäre Politik der jetzigen Regierung fort dauern soll — und sie muß fort dauern —, wenn der faschistische Großrat und die Nationalfaschistische Partei an der Macht bleiben sollen, um innerhalb und neben dem Staate und unter der Leitung des Regierungschefs diese Politik zu entfalten und zu verwirklichen, so ist es technisch notwendig, daß ein Haupt, ein Führer aller geistigen und materiellen Kräfte der Nation, die zu diesem Zwecke organisiert sind, vorhanden ist. Diesem Führer hat das faschistische öffentliche Recht mit der Bezeichnung „Duce“ einen verfassungsmäßigen Charakter verliehen.

Technische Gedenktage.

4. 2. 1752 schrieb Friedrich der Große an den Geheimen Finanzrat Faesch über die Verpflanzung von Solinger Klingschmieden nach der Staatlichen Manufaktur in Neustadt-Eberswalde. Er wollte diese Fabrik zu einem Mittelpunkt der Eisen- und Stahlindustrie ausbauen und hat zu diesem Zweck erst von Nahl und Schmalkalden Messer- und Klingschmiede nach Neustadt umgesiedelt. Auf Anraten des Geheimen Finanzrates Faesch sollten jedoch auch Arbeiter aus Solingen, Hagen und Herlorn herangezogen werden, und nachdem zu Anfang des Jahres 1752 drei Klings- und Messerschmiede aus Solingen in Berlin angekommen waren, folgten im Laufe der nächsten Jahre noch eine ganze Reihe Solinger Schmiede dem Rufe des großen Königs, der dafür sorgte, daß die Erzeugnisse der Eberswalder Stahlwaren-Fabrik durch Verordnungen geschützt wurden und keinerlei schlechte ausländische Waren in das Königreich Preußen eingeführt werden durften.



Neustadt-Eberswalde gegen Ende des 18. Jahrhunderts.
(Nach Stahl u. Eisen 56 [1936] S. 917.)



Stereoskop von Brewster.

(Nach Encyclopaedia Britannica. Newyork 1887.)

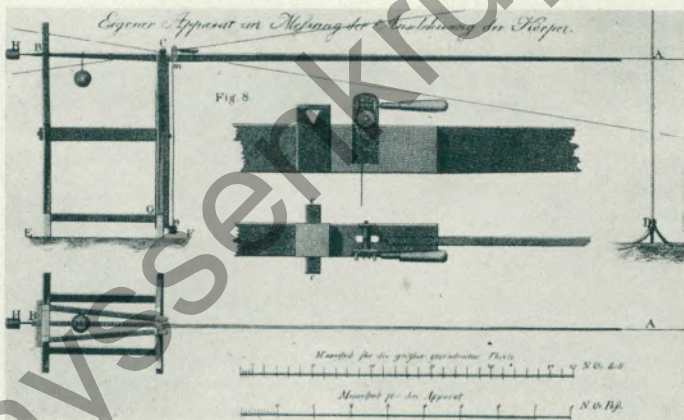
10. 2. 1868 starb der Physiker Sir David Brewster. Er war Professor der Physik an der Universität zu St. Andrews und gleichzeitig Sekretär und Vizepräsident der Edinburgh Royal Society. 1851

fand die erste auf seinen Vorschlag hin zusammengesetzte Versammlung der englischen Naturforscher statt, aus der dann die British Association for the Advancement of Science entstand. 1817 entdeckte er das Kaleidoskop und 1843 das Stereoskop. Er war Mitbegründer des „Edinburgh Philosophical Journal“, das er von 1824 bis 1832 allein herausgab. Seine sonstigen Forschungen betrafen das Gebiet der Polarisation, der Reflexion und der Absorption des Lichtes. Brewster hat eine große Anzahl Schriften physikalischen Inhaltes hinterlassen.

warte. Von dort aus wurde er als Mathematikprofessor an die Universität Prag berufen. In seinen Vorlesungen berücksichtigte er vor allen Dingen die Bedürfnisse der Praxis. Wohl als einer der ersten erkannte er damals die Notwendigkeit der Errichtung technischer Unterrichtsanstalten. 1795 legte er seine Pläne für die Schaffung eines solchen Instituts einer Kommission vor, aber erst 11 Jahre später wurde die erste polytechnische Schule eröffnet. Gerstner wurde zum Leiter derselben berufen, hielt aber seine Vorlesungen über Mathematik und Mechanik bei. Von Gerstner stammt auch der Plan einer Pferdeisenbahn von Budweis in Böhmen an die Donau. Im Jahre 1824 unternahm er anlässlich der Untersuchung des böhmischen Eisens für den Bau einer Kettenbrücke bei Prag Zugversuche mit Drähten, Uhrfedern, Blechstreifen und dergleichen, um Festigkeits- und Elastizitätsziffern festzulegen. Die links unten stehende Abbildung zeigt die damals von Gerstner gebaute und verwandte Prüfmaschine. Weiter unternahm er Biegeversuche mit Holz, Schmiedeeisen und Gußeisen. Kurz vor seinem Tode beschäftigte er sich noch mit Verdrehungsversuchen, wobei er besonders auf die Verminderung der Festigkeit durch wiederholtes Hin- und Herdrehen achtete. Er starb im Jahre 1832.



„Junkers J 1“. Das erste Ganzmetallflugzeug der Welt (Baujahr 1915).
(Bildbild: Archiv der Junkers Flugzeug- und Motorenwerke, Dessau).



Prüfmaschine von Gerstner aus dem Jahre 1824.
(Aus Fr. J. v. Gerstner: Handbuch der Mechanik. Prag 1831.)

3. 2. 1859 wurde in Rhendt Hugo Junkers geboren. Nach seiner Ausbildung auf verschiedenen Technischen Hochschulen und nach seiner Tätigkeit als Konstrukteur in Maschinenfabriken kam Junkers zu dem Dessauer Gasindustriellen Wilhelm von Döschelshäuser. Dort entwickelte er die Doppelkolben-Zweitaktmaschine. Um die Verbrennungsvorgänge im Zylinder der Gasmaschinen untersuchen zu können, bildete Junkers im Jahre 1892 ein Hilfsgerät aus, das Junkers-Kalorimeter, das sich später zu einem klassischen Gerät für die Heizwertbestimmung von Gasen und flüssigen Brennstoffen entwickelt hat. Der Erfindungsgedanke des Kalorimeters findet sich dann auch im Junkers-Gasbadofen wieder, der im Jahre 1895 entstand und der bald eine neue Industrie nach sich zog. Der Forscher Junkers ließ sich aber durch die wirtschaftlichen Erfolge seiner Erfindungen nicht vom Wege abbringen, sondern er folgte im Jahre 1897 einem Ruf an die Technische Hochschule zu Aachen als Professor für Wärmetechnik und Leiter des Maschinenlaboratoriums, eine Tätigkeit, die er bis zum Jahre 1912 ausübte. In die Aachener Zeit fallen bereits die Anfänge der Junkersschen Flugzeugkonstruktion. Trotz der ablehnenden Haltung der Fachwelt baute er sein erstes Flugzeug ganz aus Stahlblech. Als dieses im Jahre 1913 seine ersten erfolgreichen Probeflüge ablegte, brach ein neuer Abschnitt im Flugzeugbau an, denn die von Junkers entwickelten freitragenden Flügel und der Ganzmetallbau sind heute Allgemeingut des Flugzeugbaues geworden.

23. 2. 1756 wurde Franz Josef von Gerstner in Komotau (Böhmen) geboren. Er studierte Mathematik und Astronomie an den Universitäten Prag und Wien und war zunächst Assistent an der Prager Stern-

Die beiden Gerhard.

Zur Wiederkehr des Geburtstages von Carl Abraham Gerhard am 26. Februar.

Als der Siebenjährige Krieg im Jahre 1763 durch den Frieden zu Hubertusburg beendet wurde, galt es vor allem, die Wunden, die dem Lande Schlesiens geschlagen waren, zu heilen. In der Landwirtschaft lagen die Dinge verhältnismäßig einfach; anders jedoch im Berg- und Hüttenwesen. Die schlesischen Kammern verfügten weder über die notwendige Sachkenntnis, noch standen ihnen Fachleute zur Verfügung. Um ganze Arbeit zu leisten, errichtete Friedrich der Große am 9. Mai 1768 als selbständige siebente Abteilung des Generaldirektoriums für die preussischen Provinzen das „Bergwerks- und Hüttendepartement“, an dessen Spitze er den Minister Freiherrn von Hagen stellte. Wenn auch Hagens früherer Tod (er starb bereits am 4. Februar 1771) ihn nicht zu außergewöhnlichen Leistungen kommen ließ, so ist seiner Anregung aber die Einsetzung einer Kommission zu danken, die das schlesische Bergwesen untersuchen und Vorschläge zu seiner Wiederbelebung machen sollte. Mit dieser Untersuchung beauftragte der König im August 1768 den Geheimen Finanzrat Reichardt aus Stettin und den eben erst beim Departement angestellten Bergrat Dr. Carl Abraham Gerhard.

Am 26. Februar 1738 zu Lerchenborn in Schlesien geboren, wandte sich Gerhard zunächst der Medizin zu, trat aber später zum Bergfach über. Er besaß außerordentliche Kenntnisse in der Mineralogie und wurde deshalb frühzeitig in die Preussische Akademie berufen. Als Ergebnis der Tätigkeit der Kommission, zu der Gerhard gehörte, sind die Errichtung des schlesischen Oberbergamts im Jahre 1769 sowie die gesetzliche Regelung der dortigen bergrechtlichen Verhältnisse anzusehen. Neben der Errichtung eines Blaufarbenwerkes in Schlesien, das bald in der Lage war, den Bedarf aller dortigen Bleichereien zu decken, ist Gerhard selbst die Verbesserung der Kanongießerei (1775) zu danken; ferner fertigte er in Spandau die ersten Geschützläufe aus schlesischem Eisen, die sich ebenso gut wie die aus schwedischem Eisen bewährten, und endlich entwarf er einen Plan für die Ruhrschiffahrt zur bequemeren Abfuhr der Steinkohlen. Sein größtes Verdienst ist jedoch die Gründung der Bergakademie zu Berlin.

In dem Bestreben, für das aufblühende Berg- und Hüttenwesen auch sachverständige, fachlich vorgebildete Kräfte zu erziehen, hatte der König im Jahre 1770 angeordnet, daß „auf allen königlichen Universitäten nicht allein die Mineralogie historisch und praktisch, sondern auch besonders die Bergrechte gehörig doziert“ werden sollten. Gerhard wurde beauftragt, die seinerzeit von Heinitz ins Leben gerufene Bergakademie zu Freiberg zu besuchen und einen Plan zur Errichtung eines ähnlichen Instituts in Berlin auszuarbeiten. Nach Billigung der Gerhard'schen Vorschläge wurde noch im Jahre 1770 das „Haupt-Bergwerks-Cleven-Institut“ ins Leben gerufen. Gerhard stellte den Unterrichtsplan auf und beteiligte sich auch an den Vorlesungen, wobei er hauptsächlich über Mineralogie und Metallurgie, daneben später über mechanische und chemische Technologie las.

Hochgeehrt als Geheimer Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrat und als Fachschriftsteller — er übersetzte u. a. die „Metallurgischen Reisen“ von Jars* ins Deutsche und verbesserte das Buch durch zahlreiche An-

merkungen —, trat er im Alter von 72 Jahren in den Ruhestand. Er starb am 9. März 1821.

Sein Sohn, Ludwig Gerhard, geboren am 23. Januar 1768 zu Berlin, wurde bereits im Alter von 16 Jahren als Bergeleve vereidigt und besuchte zunächst die Berliner, später die Freiburger Akademie. Heinitz, der auf den jungen Gerhard aufmerksam wurde, ernannte ihn im Alter von 26 Jahren bereits zum Bergassessor und übertrug ihm die Stelle eines Obereinfahrers beim Wettiner Bergamt.

Die Erwartungen, die man in den jungen Gerhard gesetzt hatte, wurden weit übertroffen. Seine glänzenden Leistungen, seine unermüdliche Tat-

kraft und seine frische, fröhliche Art im Umgang veranlaßten Heinitz, im Jahre 1792 die Beförderung des jungen Gerhard zum Bergrat vorzuschlagen. In seiner Bescheidenheit bat Gerhard jedoch den Minister, vorläufig von der Führung des Titels und den damit verbundenen Rechten keinen Gebrauch machen zu müssen, um nicht den Neid seiner älteren Mitarbeiter zu erregen. Bald darauf wurden ihm die Geschäfte eines Bizeoberbergmeisters bei dem Rothenburger Kupferschieferbergbau übertragen, der die Ernennung zum wirklichen Oberbergmeister Ende 1793 folgte. Eine Bereisung der schlesischen Bergreviere und später der westfälischen und Sauerländer Gebiete weitete seinen Blick, und als im Jahre 1806 der Direktor des Niedersächsisch-Thüringischen Oberbergamtes starb, wurde Gerhard zu seinem Nachfolger bestimmt. Der unglückliche Kriegsausgang im Jahre 1806 zwang Gerhard, die westfälischen Bergbehörden unter französischer Verwaltung zu organisieren. Aber im Jahre 1810 wurde er wieder in preussische Dienste zurückgerufen und ihm die Leitung des gesamten preussischen Berg- und Hüttenwesens als Oberberghauptmann anvertraut. Seinem Organisations-talent ist es vor allen Dingen zu danken, daß die schlesische Industrie in



Oberberghauptmann Ludwig Gerhard.

(Nach Wuttke a. a. O. S. 449/50.)

der Lage war, in den Freiheitskriegen der preussischen Armee das erforderliche Kriegsgerät zu beschaffen.

Nach Friedensschluß ging Gerhard daran, den durch die Kriege 1806/07 und 1813/15 unterbrochenen Auf- und Ausbau des preussischen Berg- und Hüttenwesens weiter zu betreiben, wobei, seiner Neigung entsprechend, sich der Bergbau seiner ganz besonderen Pflege erfreute. Nicht nur Oberschlesien, sondern auch der Siegener Eisenstein- und der Saarbrücker Steinkohlenbergbau schulden Gerhard großen Dank. Am 6. Juni 1835 starb Ludwig Gerhard, nachdem sein König ihn mit hohen Auszeichnungen und Würden geehrt hatte.

Mehr als sechs Jahrzehnte haben die beiden Gerhard dem preussischen Staate und besonders dem preussischen Berg- und Hüttenwesen ihre volle Arbeitskraft gewidmet. Während der ältere Gerhard mehr schöpferisch tätig gewesen war, lag es dem jüngeren ob, in den geordneten Bahnen eines Verwaltungsbeamten dem Staate seine ganze Kraft zur Verfügung zu stellen. Zuvorkommend, lebenswürdig im Umgang, unterschied er sich ganz wesentlich von seinem Vater, der eine raue Schale besaß, und der zuweilen ein schwer zu behandelnder Mann gewesen sein soll. Beider Arbeit ist aus der Entwicklung des preussischen Berg- und Hüttenwesens nicht wegzudenken. Sie haben geholfen, diesen Industriezweig in Preußen heimisch zu machen und auszubauen.

* Vgl. „Das Werk“ 1939, Nr. 1, S. 38.

Der Russknocker

Rösselsprung.

arndt								te
	wer	ernst	ge	schweigt				
	mor.	die	selbst	e	sein	schich		
	sich	wig	ker	und	ver	auf		
		welt	wird	un	wal			
		fer	von	läßt	ver			
		der	die	uns	ihm			
	felt	uns	volf	laf	an	set		
	ei	li	zwei	laf	sich	volf		
jeg	da	ist	von	felt	sen	dem	an	
in	chen	nem	run	ver	das	zwei	das	

E. H. J.

Silbenrätsel.

a - ar - as - ba - bel - bi - chas - de - de - der - die - e - e - fehr - ge - gir - han - i - in - la - lan - lan - lek - lek - li - lin - ma - man - na - nan - nie - nor - nung - nus - on - que - ren - rup - sen - sis - sus - ta - ta - ta - tät - te - ti - tor - tra - tri - zi.

Aus den vorstehenden Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben (ch = ein Buchstabe). Bedeutung der einzelnen Wörter:

- | | |
|----------------------------------|----------|
| 1. Banktechnischer Ausdruck. | 1. |
| 2. Königreich in Europa. | 2. |
| 3. Schlachtfeld in Brandenburg. | 3. |
| 4. Staat in USA. | 4. |
| 5. Landschaft in Nordfrankreich. | 5. |
| 6. Blumengewinde. | 6. |
| 7. Natureerscheinung. | 7. |
| 8. Nordpolforscher. | 8. |
| 9. Homerische Heldensage. | 9. |
| 10. Strom in USA. | 10. |
| 11. Mongolenstamm. | 11. |
| 12. Hochschullehrer. | 12. |
| 13. Vulkanausbruch. | 13. |
| 14. Handwerksorganisation. | 14. |
| 15. Teil des Wagens. | 15. |
| 16. Wundstarrkrampfbazillus. | 16. |

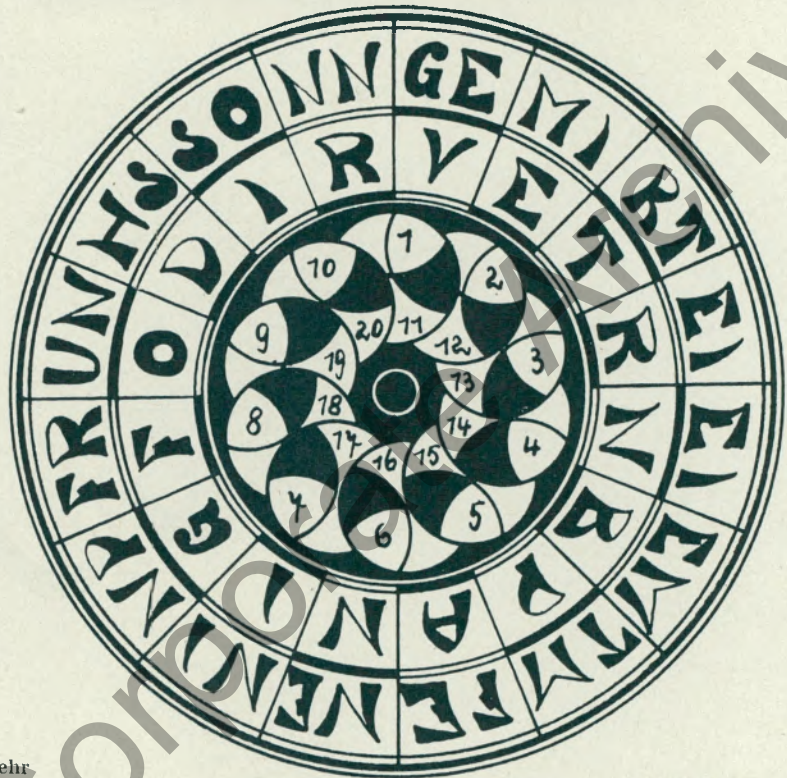
A. v. N.

Die Quelle.

Die „Sätze aus den Werken von Hans Grimm“ auf S. 42 entnahmen wir mit Genehmigung von Verfasser und Verlag dem Büchlein „Glaube und Erfahrung“, erschienen in der „Kleinen Bücherei“ des Verlages Albert Langen/Georg Müller, München. 60 Seiten, kartoniert, 80 Pfennig.

Der Beitrag „Das deutsche Ahnenbuch“ entstammt dem Büchlein „Der Ahnenring“ von Ludwig Finckh (Verlag für Sippenforschung und Wappenkunde E. A. Starke, Görlitz), 134 Seiten, gebunden 2,40 RM.

II/39



E. H. J.

Doppelspruchornament.

Wenn man die vorhandenen Buchstaben und Buchstabengruppen in den Feldern richtig zusammenfügt, kann man ein gutes Sprichwort lesen. Man muß sich den Anfang selbst suchen, wobei man mit den weißen Zeichen unter den Buchstaben beginnt.

Im inneren Felde kommt ein Verbindungsrätsel in Frage, und zwar nennen bei richtiger Lösung der Bedeutungen die Zahlen von 1 bis 20 im Zusammenhang gelesen ein deutsches Kernwort. (Bei Nr. 1 und 20 kommen je 2 Buchstaben in Betracht.)

Die einzelnen Wörter haben folgende Bedeutungen: 1, 8, 6, 5 Teil im Innern einer Kirche, 20, 19, 4, 11, 13, 17 Standbild zur Erinnerung, 12, 18, 14, 15, 16 leiblicher Verwandter, 7, 3, 2, 17 mit Haaren bedeckte Tierhaut, 8, 15, 2, 17 Schweizer Held, 14, 10, 19, 9, 3, 16 Kohlenschiff, 12, 3, 19, 15, 19, Blutadern, 4, 13, 19, 8 deutscher Philosoph, 7, 3, 17, 9 zum Ackerbau dienendes Land, 11, 6, 5, 14, 18 weiblicher Vorname, 1, 20, 5, 11, 18, 19 Name der Friedensrichter in englischen und amerikanischen Städten.

Lösungen aus dem Januarheft.

Rösselsprung.

Das Leben ist eine Gabe, die immer so viel Schönes für einen selbst und, wenn man es nur will, so viel Nützlichs für andere enthält, daß man sich wohl in der Stimmung erhalten kann, es nicht nur in Heiterkeit und innerer Genugtuung fortzuspinnen, sondern daß man auch aus wahrer Pflicht alles tun muß, was von einem selbst abhängt, es sich zu verschönern und es sich und andern nützlich zu machen.
Humboldt.

Politisch.

Wahl.

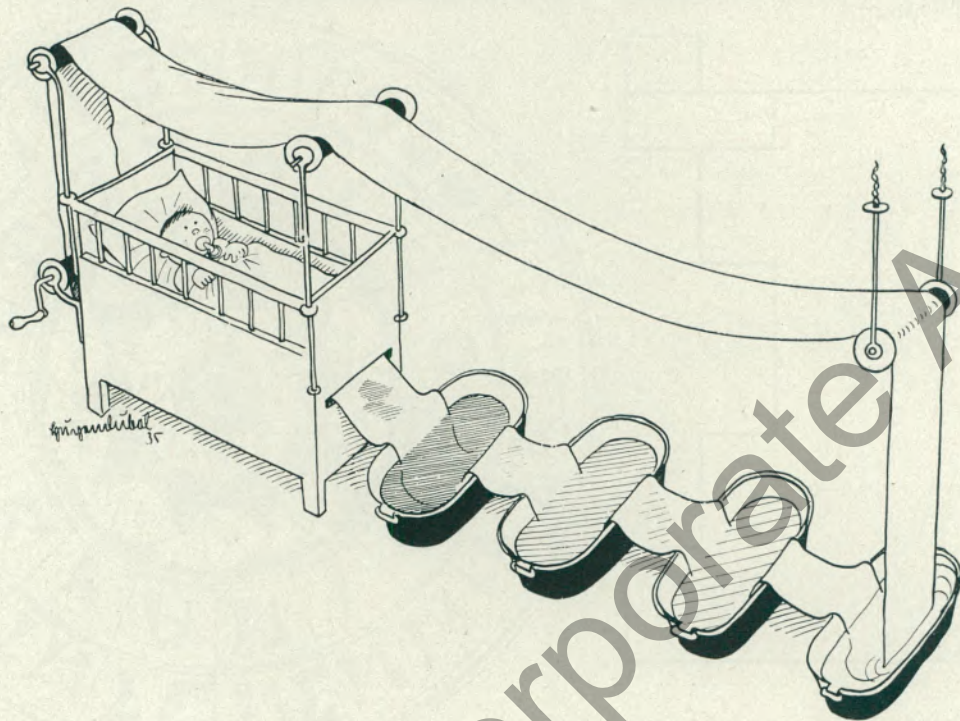
Ziffernrätsel.

Nur ein Spott der Fremden waere
Freiheit ohne Vaterland.

79

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Gooltvögel



Am
laufenden Band.
Eine Erfindung
unseres Mitarbeiters
H. Hugendubel.

Wahres Geschichtchen.

Helmut, der fünfjährige Arztsohn, feierte seinen Geburtstag. Vati sollte auch mitfeiern.

„Ja, Helmut, wenn ich heute keine Sprechstunde hätte! Aber ich werde nachher noch mit euch feiern.“

Der Kaffeetisch ist gedeckt. Alle sind versammelt, nur Helmut fehlt. Niemand weiß, wo er steckt. Schließlich kommt er stolz zur Kaffeetafel.

„Mutti, schenk man Vati gleich mit ein! Er kommt gleich 'rauf!“

„Aber Vati hat doch jetzt Sprechstunde, Helmut!“

„Ne, Mutti, heute nicht. Ich habe alle Leute, die im Wartezimmer saßen, wieder weggeschickt und gesagt: „Die Sprechstunde fällt heute aus!““

(Illustrierter Beobachter.)

Kleine Begegnungen mit dem unsterblichen Amtschimmel.

Elf Kleiderschränke für Feldwebel von Kiefernholz sucht die Garnisonverwaltung in Slogau. (Niederschles. Anzeiger Nr. 100, 1875.)

Die Botschafter, Gesandten und Geschäftsträger sind persönlich von der Hundesteuer befreit. (Hundesteuer-Reglement zu Charlottenburg, § 10, 1872.)
A. Richter.

Der auf Montag zum Verkauf ausgeschriebene Hund findet vorerst nicht statt, dagegen das Andere. Die Ratschreiberei von Adolzfurth, 9. 8. 1877.

Aufsicht auf Tiere betreffend. — Der Unterzeichnete bringt hiermit dienstlich zur Anzeige, daß unterm Heutigen vormittag 10 Uhr der Hund des Lohnkutschers Endres, roter Rattenfänger, nicht nur einmal, sondern mehrere Tage ohne vorgeschriebenes Dienstzeichen und Maulkorb herumläuft, ohne sich darum zu kümmern und höhnisch dazu lacht, wenn derselbe gewarnt wird. Joseph Hörner, Polizeisoldat.

(Bayrische Volkszeitung, Jan. 1872.)

„Walter, wo wohnen die Engel?“

„Beim Zahnarzt, Herr Lehrer!“

„Beim Zahnarzt? Wie kommst du denn darauf?“

„Na, mein Vater hat doch gesagt, er habe sie dort singen hören.“

(Illustrierter Beobachter.)

Beate bereitet ein Bad.

Die junge Frau erscheint im Bademantel.

„Ist das Bad fertig, Beate?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Wieviel Grad hat es?“

„Achtundzwanzig.“

Achtundzwanzig sind der jungen Frau recht.

Sie steigt aus dem Mantel. Sie steigt ins Wasser.

Sie schnell heraus wie von der Tarantel gestochen.

„Wieviel Grad soll das Bad haben?“

„Achtundzwanzig.“

„Haben Sie es gemessen?“

„Freilich. Mit dem Thermometer.“

Die junge Frau misst nach.

Das Thermometer steigt ins Himmelblau.

„Das sind ja achtundfünfzig Grad, Beate!“

Beate guckt und brummt:

„Ja, wenn Sie das Thermometer so lange im Wasser lassen...“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Der Bahnhof von Grimmsstadt brennt. Eine große Menschenmenge schaut den Bemühungen der Freiwilligen Feuerwehr zu. Plötzlich schießt eine mächtige Stiefelflamme und hinterdrein eine große blaugrüne Rauchwolke in die Luft.

„Mammi, sieh nur“, schreit die kleine Else, „jetzt brennen gerade die Fahrkarten zweiter Klasse!“

(Berliner Illustrirte.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Reichstraße 20.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Reichstraße 20, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.